Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/ueberdasmeerroma31parl

Hans Yarlow.

Ueber das Meer.

III.

Ueber das Meer.

Roman

von

Hans Parlow.

Dritter Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1895.

RBR
Jantz
#34
bd.3

I.

Noch innerhalb der Stadt Buenos Aires, an ihrer äußersten Südgrenze und zugleich auf einem der höchsten Punkte der amphitheatralisch sich erhebenden Stadt liegt das Nonnenkloster de la Consolacion. Die Eingänge, überhaupt die Klostergebäude, schauen auf das freie Feld. Auch der Eingang der Kirche befindet sich an der Rückseite der letzteren und ist durch einen kleinen, mit schwarzen und weißen Marmorfliesen belegten Hof von den Gebäuden getrennt. Die schmale Fassade der Kirche mit den beiden Thürmen, welche schmucklos sind wie Obelisken, ist nach der Stadt gewendet.

Vor dieser Fassade, nach beiden Seiten nur wenig über dieselbe hinausgehend, dehnt sich ein Friedhof aus. Das kleine Quadrat ist von einer weißen, hohen Mauer umgeben, in welche jedoch nicht die auf spanischen Kirchhöfen üblichen Nischengräber eingelassen sind. Es sind vielmehr massive Mauern, an welchen entlang je eine Reihe von gleich hohen Zypressen führt. Je eine Allee Zypressen durchschneidet den Friedhof von Norden nach Süden und

von Osten nach Westen und bildet ein Kreuz. Nach der vierten Seite, also nach Norden, nach dem La Plata hin, befindet sich der einzige Ausgang, zu welchem man auf dieser Seite auf einigen Stufen emporsteigt, um auf der andern Seite vermittels der doppelten Anzahl Stufen in die Straße hinabzugelangen. Denn das Kloster liegt auf einem Plateau; wie eine Terrasse oder ein Altan spreizt sich von der Kirche dieser Friedhof ab.

Wenn man auf der höchsten Stufe des Eingangs steht, schaut man nach Süden hin über die Stadt hinweg; der Blick beherrscht den La Plata bis weit über die ankernden Schiffe hinaus; die tiefer gelegene Plaza de la Victoria zeichnet sich in dem hellen Häusermeer wie ein dunkleres Quadrat ab. Dort wohnt das Leben; wenn es auch nicht heraufschallt, wie aus einer anderen großen Stadt, so wird es doch vermittelt durch den weiten ungehemmten Blick und vor allem durch den Aufwand des Lichts, denn kein Berg und kein Baum stellt sich zwischen die Sonne und die Stadt; wenn jene das Meer verläßt, so trifft ihr erster Strahl die Stadt in allen Theilen zu gleicher Zeit.

Wer mit diesem Bild vor Augen und über die hohe Schwelle des Eingangs zum Friedhof hinweg gewissermaßen die freudigste Höhe des Lebens überschreitend, in diesen Friedhof hinabsteigt, der empfindet den Tod nicht als den dunklen, unversöhnlichen Feind des Lebens. Es ist der Tod vielmehr ein Ausruhen im Bereich des Lichtes, ein

Abschluß ohne Gegensatz, der jene niedrige Mauer nur deshalb zwischen sich und der Welt errichtet hat, weil er die Gemeinschaft der Todten für ebenso natürlich hält, wie die Gemeinschaft der Lebenden.

Dieses Kloster war im vergangenen Jahrhundert erbaut worden; die Stifter hatten die Bedingung gestellt, daß nur sie und ihre Nachkommen in dem Friedhof begraben werden dürften. Daher fehlten in der Mauer die Nischen; nur in den vier Abtheilungen, welche die Zypressenalleen bildeten, erhoben sich dicht neben einander Grabmonumente von weißem Marmor. Der Platz genügte nicht mehr; den letzten Todten hatte man am Ende der Allee, welche vom Eingang bis gegenüber zur Kirche führte, begraben müssen. Auch er hatte bereits sein Denkmal erhalten; es war ein niedriger Obelisk, der oben mit einem Kreuz abschloß. Hinter dem Obelisk, wenige Schritte von ihm entfernt, erhob sich eine Zypresse der Querallee; zu beiden Seiten erhoben sich die Zypressen der Längsallee, an deren Ende das Grab gelegen war. Es bildete den Ausgangspunkt der Perspektive, in welche man vom Eingang aus hineinschaute. Der Hintergrund für das Ganze war die Kirche, deren beide Thürme das Grab in die Mitte nahmen und deren helle Mauer die Zypresse beinahe berührte.

Es war früh am Morgen.

Vor jenem Grabe betete eine in Trauerkleider gehüllte

Dame. Daß sie betete, ist vielleicht zu viel gesagt; ebenso, daß sie kniete. Denn dieser lichtvolle Friedhof schien es auch ihr angethan zu haben, ihre Gedanken schienen eher bei den Lebenden, als bei den Todten zu weilen. Aus der knieenden Haltung war sie auf die Füße zurückgesunken und ruhte am Boden, indem sie sich auf die rechte Hand stützte. Mit der linken Hand hielt sie den Rosenkranz; Hand und Rosenkranz lagen theilnahmlos in den Falten des Gewandes. Gestalt und Antlitz waren von dem Grabmal abgewendet und kehrten dem Eingang des Friedhofs das Profil zu; das Gesicht schien zwischen die Zypressen hindurch gen Himmel zu schauen, von welchem die rosigen Tinten des Morgens noch nicht ganz verschwunden waren. Das Gesicht selber war bedeckt. Der Manto, der am Scheitel befestigte, bis zu den Füßen reichende schwarze Schleier, verhüllte die Dame für jeden neugierigen Blick.

Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, seitdem die Trauernde hier eingetreten war. Eine weitere Viertelstunde verging. Die Dame schien das Grab vergessen zu haben. Der Rosenkranz entschlüpfte ihrer Hand und glitt auf den Boden.

Es war kein Laut hörbar. Nur die Kronen oder vielmehr die Spitzen der Zypressen bogen sich etwas nach der Kirche zu. Sie allein standen unter Einfluß des Windes, der vom La Plata her wehte.

Plötzlich wurde vom Eingang her ein Geräusch laut;

es war ein Ruck, ein Schlag, die Thür mochte aufgerissen worden sein.

In demselben Augenblick löste sich der schwarze Schleier in seiner ganzen Länge von dem Körper der Dame ab und stieg, nur am Scheitel festgehalten, wagerecht in die Luft.

Es erschien, träumend nach oben gerichtet, das schöne bleiche Gesicht Rosario Urquizas.

Sie war etwas zusammengeschreckt. Dann wollte sie den Grund der Störung erfahren und sich zugleich des wehenden Schleiers bemächtigen. Sie kehrte sich also um und griff mit der Hand in die Luft.

Der Schleier wehte noch und ließ sich nicht sogleich erfassen. Ob es wirklich nur der Kampf mit dem Schleier war, der das schöne Mädchen jetzt so tief erglühen machte? Und ob sie diesen Kampf wirklich für so vergebens hielt, als sie den Kopf plötzlich nach der Kirche umdrehte und die Hand allein den Kampf fortsetzen ließ?

Zum zweiten Male wurde das Geräusch hörbar. Aber es war rücksichtsvoller; dieses Mal kein Ruck, kein Schlag; nur ein Knirschen, das etwas dumpf abschloß.

Als es abschloß, hörte auch der Zugwind auf. Der Schleier verließ die wagerechte Lage und sank langsam, sich anpassend und anschmiegend und Alles wieder verhüllend, über Gesicht und Gestalt.

Rosario drückte die Hand aufs Herz, ließ sie wieder sinken und richtete sich auf, bis sie auf den Knieen ruhte.

Sie schaute auf die goldene Inschrift des Monuments und näherte die Hände einander. Sie hatte keinen Rosenkranz; der lag hinter ihr. Aber es würde auch ohne Rosenkranz gehen; sie verschränkte die Hände.

Ihre Augen waren halb geschlossen; ihre Lippen bewegten sich.

Allmählich hörte die Bewegung der Lippen auf; aber sie blieben geöffnet. Die Hände lösten sich aus ihrer Verschränkung und begannen krampfhaft einander zu drücken. Die Augen wurden größer und immer größer; die Brust bewegte sich nicht.

War er fort? —

Wahlberg hatte wenig von der vergangenen Nacht gehabt; wenigstens was die Ruhe und den Schlaf anbetrifft, den der Seemann nach so langer auf den Wellen verbrachter Zeit von der ersten Nacht am Lande erwartet. Wie ein Traum erschien ihm das während der ersten Nachtstunden Erlebte, als er sich niederlegte; noch mehr wie ein Traum erschien es ihm, als er nach wenigen Stunden fieberhaften Schlummers am frühen Morgen wieder erwachte.

Er hatte Kopfschmerzen, erhob sich sogleich, warf sich in die Kleider und begab sich wieder auf die Straße. Die Stadt war belebter, als gestern Abend. Aber auch heute hatten die Menschen es eilig; Keiner sprach mit dem Andern, Keiner schaute den Andern an, Keiner blieb

stehen; nirgends sah man Gruppen. Mancher schaute auf Wahlbergs leeres Knopfloch, als dieser kaum von Weitem sichtbar geworden war; das leere Knopfloch schien sie zum Schnellergehen anzuspornen, wenn sie an dem Kapitän vorüberkamen; dieses Knopfloch interessirte sie mehr als Wahlbergs Gesicht, zu welchem sie im Augenblick des Vorübergehens das eigene Gesicht erhoben, nachdem sie sich an dem leeren Knopfloch satt gesehen.

Wahlberg wußte seit der vergangenen Nacht, daß der Diktator in Buenos Aires nicht allein gegenwärtig, sondern sogar allgegenwärtig war; entweder durch sich selber oder durch seine Mazorka. Daß Mitglieder der Letzteren hier in den Straßen anwesend waren und wahrscheinlich fortwährend seinen Weg kreuzten, schien schon daraus hervorzugehen, daß Wahlberg trotz seines leeren Knopflochs von Niemand behelligt wurde. Sein Signalement mochte den Mazorqueros mitgetheilt worden sein, Rosas mochte seine Befehle gegeben haben. Einer von ihnen war gestern Nacht, als sich der Diktator in der Nähe von Urquizas Hause von ihm getrennt hatte, plötzlich an seiner Seite gewissermaßen aus der Erde gewachsen. Rosas hatte ihm befohlen, den Deutschen nach der Calle Corrientes zu begleiten. Der Mann war unterwegs sehr höflich, aber auch sehr wortkarg gewesen. Irgend ein Abzeichen hatte Wahlberg nicht unterscheiden können; ebensowenig, ob sein Begleiter unter dem Mantel Waffen trug.

Wahlberg besuchte das Kontor seines Maklers mit der Absicht, sich abermals nach dem holländischen Schiffe zu erkundigen, und den Dänen zu bitten, ihm einen Ersatz für den Steuermann Lunt zu schaffen. Das Kontor war indessen noch geschlossen.

So schlenderte er denn wieder durch die Stadt. Er gelangte dabei wieder auf den Viktoriaplatz und versuchte, hier noch einmal die Eindrücke nachzuempfinden, welche ihm während der Nacht so tief in die Seele geschnitten hatten. Das Licht, das Geräusch des Tages jedoch nahmen der Plaza die wenigen Reize, welche nur während der Nacht zur Geltung kommen konnten. Alles war langweilig und sonnig; Wahlberg fiel es auf, daß es hier sogar heiß war.

Sollte er zu den Trauerweiden am Strande hinabsteigen, um eine Stunde in ihrem Schatten zu verbringen, und dann nach links, das Ufer entlang sich auf das Kontor begeben? Aber dieser Schatten unter den Trauerweiden war ein Richtplatz; er, Wahlberg, suchte nur eine kurze Ruhe, dort aber wohnte die Ruhe für immer. Er war ein Mann des Lebens, es fiel ihm nicht ein, die unheimlichen Geister herbeizurufen, die als Glieder in die Kette seines Schicksals passen könnten.

Als er dem La Plata den Rücken kehrte und nach Süden schaute, sah er von fern, aus der Höhe, dunkle Baumgruppen über die Häuser ragen; hinter ihnen eine

Kirche. Führte an dieser Kirche eine Straße vorbei, die mit Anlagen versehen war? Wahlberg schritt eine der graden Straßen, welche vom Viktoriaplatz nach jener Richtung führten, aufwärts. Sie führte an den Baumgruppen, vor welchen sich eine Häuserreihe einschob, vorbei. Wahlberg mußte einmal links, dann noch einmal rechts gehen; so gelangte er auf den Mittelpunkt der Anlagen, an deren Fuß eine chaussirte Straße vorbeizog, die aus ärmlichen Häusern und mit verbranntem Rasen versehenen Bauplätzen bestand.

Die Anlagen auf der anderen Seite erhoben sich auf einer Aufschüttung, deren Rand eine weiße Mauer bildete, in welcher sich eine mit grüner Farbe angestrichene Thür befand. Zu dieser Thür führten etwa ein Dutzend Stufen empor.

Auf der Chaussee, der Thür gegenüber, hielt ein Wagen, der sich in seinen Einzelheiten nicht von den herrschaftlichen Equipagen in Europa unterschied. Der Kutscher saß auf dem Bock, der Diener stand neben den Vorderrädern; die Livree war grün und gold. Es war ein geschlossener Wagen; in seinem Fond, in der linken Ecke, lehnte eine beleibte ältere Dame, welche nicht sehr herrschaftlich aussah und vielleicht eine bevorzugte Dienerin sein mochte.

Wahlberg warf auf das Alles einen kurzen Blick,

sprang die Stufen empor und legte die Hand auf den Drücker der Thür.

Die alte Dame neigte sich vor, um den Fremden besser betrachten zu können.

Sie hatte dazu Zeit. Denn der Caballero hatte die Thür wohl eben aufgerissen, war aber nicht eingetreten, sondern bewegungslos im Eingang stehen geblieben.

Die Alte fing an, unruhig hin- und herzurücken. Endlich machte sie mit der Hand eine Bewegung nach dem Kutschenschlag zu.

In diesem Augenblick drückte der Caballero die Thür sacht hinter sich zu und verschwand.

Es ist nicht anzunehmen, daß die alte Dame, die Duenna vergangener Zeiten, jetzt nicht kämpfte zwischen dem kühlen Schatten der Kutsche, unter welchem sie so wohl geborgen ruhte, und der Pflicht, die ihr befahl, diesen blauäugigen blonden Kavalier dort oben nicht ohne ihre ehrwürdige Begleitung eintreten zu lassen. Es war jedoch von Vortheil für den blonden Kavalier, daß dieser Kampf länger denn eine halbe Stunde dauerte.

Nachdem Wahlberg die Thür hinter sich geschlossen hatte, war er zum zweiten Mal stehen geblieben.

Er hatte es eben vermieden, zu den Trauerweiden des La Plata hinabzusteigen, weil er sich dem Leben näher fühlen wollte, als dem Tode. Um das Leben zu finden und zu genießen, hier oben, wo es mit seinen Baum-

gruppen und dem Blick über die große Stadt dazu einzuladen schien, war er hier emporgestiegen.

Nun stand er auf einem Kirchhof. Dem Memento Mori dort unten hatte er den Rücken gekehrt, um ihm hier oben noch ergreifender, weil unvermutheter, zu begegnen. Ergreifender auch weil er Leben und Tod so dicht neben einander sah, und zwar den Tod als den Rahmen des Lebens.

Denn auf dem Friedhof fand er sie. Und sie erschien vor ihm, so vorübergleitend, wie sie bei ihren ersten Begegnungen, im Theater, auf dem Rheinarm, in jener Traumnacht, an Bord des holländischen Schiffes ihm erschienen war.

Wie von Geisterhand bewegt, war der schwarze Schleier empor geflattert. Er sah das schöne Gesicht. Dann sank der Schleier herab, und Alles war wieder verschwunden.

Zu bald geschwunden. Bedeutete es, daß der Tod ein größeres Recht auf dieses Bild besaß, als das Leben?

Thorheit. Es kam ihm vor, als sei es nicht gut gewesen, daß er, der gebildete Mann, sich auf die See hinausgewagt hatte, um dort Monate lang allein zu sein und durch Phantasien zu wandeln, die nicht glücklich machen konnten. Dieser Kirchhof war ein Kirchhof wie jeder andere, und dort stand die Ersehnte, die gerade hier keine Traumgestalt war, welche flüchtig vorüber gleiten wollte,

sondern deren Glieder schön und weich unter jenem Schleier ruhten. Zum ersten Mal hielt die Erscheinung Stand, zum ersten Male wollte trotz der Empfindung des Träumens der Traum nicht zerfließen. Er schien im Gegentheil auf eine ihm entgegenkommende Handlung zu warten.

Wahlberg stieg die Stufen hinab und schritt die Allee hinauf. Was er wollte, wußte er nicht.

Das dauerte nur so lange, als Rosario gebrauchte, um sich aufzurichten, die knieende Stellung wieder einzunehmen und den Kopf gegen das Monument zu wenden. Die wenigen Schritte Wahlbergs hatte sie nicht gehört.

Als dieser hinter ihr stand, dachte er darüber nach, was er thun sollte. Sie nur betrachten? Genügte das nicht? Genügte es nicht, wenn darüber hinaus auch nichts mehr ihm beschieden sein sollte?

Endlich mäßigte er seine langen, heißen Blicke. Er wurde ruhiger und dachte abermals nach. Dabei fiel sein Blick auf die goldenen Buchstaben des Monuments.

Gleich darauf erbleichte er.

Von der langen Inschrift hatte er nur ein Wort gelesen. Aber nach diesem großen, beinahe entsetzten Blick, den er jetzt um sich herum auf die Gräber warf, erschien es beinahe, als hätte dieses eine Wort ihm die Deutung dafür geliefert, warum ihn das Schicksal so plötzlich auf den Friedhof geführt, und daß es ihm drohte und ihn verführen wollte zu gleicher Zeit.

Sein bleiches Gesicht färbte sich wieder; aber es blieb düster. Er drehte wieder den Kopf und las die ganze Inschrift:

Der Seinor
Don Antonio de Urquiza y Garcia.
Oberst.
Starb in dieser Stadt der Santisima Maria
de Buenos Aires, den 15. Mai 1850.
R. I. P.

Sein Bruder Don Justo de Urquiza y Garcia, seine Nichte Donna Rosario de Urquiza y Martel, wie die übrigen Verwandten bitten ihre Freunde, die Seele des Verstorbenen Gott anempfehlen zu wollen.

Nachdem Wahlberg das gelesen, trat er zurück und lehnte sich an eine Zypresse.

Gestern hatte er seine Hand in diejenige des Mannes gelegt, welcher über Buenos Aires herrschte; er wollte ihm helfen, ihm gehören. Und heute erfuhr er, daß das Mädchen, welches er liebte und welches ältere Rechte auf ihn besaß, die Tochter eben jenes Urquiza war, in welchem Rosas seinen Todfeind sah.

Er schaute vor sich hin.

Hatte er Pflichten übernommen in der vergangenen Nacht? Ja; denn er hatte dem Diktator zugesagt, in Buenos Aires bleiben zu wollen. Um durch die Straßen zu schlendern und nichts zu thun? Nein, sein Zweck war

größer gewesen. Er hatte also Pflichten übernommen; hatte er dieselben bereits verletzt?

Wahlberg kam nicht dazu, diese letzte Frage zu beantworten; die Antwort wurde unterbrochen.

Denn als Rosario merkte, daß es so still hinter ihr blieb, daß die Stille sogar echt zu sein schien, da faßte sie den Entschluß, dieselbe auf ihre Echtheit hin zu erproben. Es fiel ihr ein, daß ein Beten ohne Rosenkranz kein rechtes Beten sei; sie drehte sich um und faßte nach dem Rosenkranz. Sie suchte ihn; ohne ihn gefunden zu haben, schnellte sie den Körper wieder zurück.

Dicht hinter ihr stand der Fremde. Aber wie finster hatte er nicht zu ihr herübergeschaut; eben darum hatte sie sich so schnell wieder nach dem Grabe umgedreht. Sie senkte den Kopf und schaute eine Minute ins Leere.

Dann erhob sie sich entschlossen, drehte sich um und schritt auf den Eingang zu. Erröthend und erbleichend, die Augen hebend und senkend, den Blick unruhig und scheu, aber immer heller strahlend, mit strauchelndem Fuß und klopfendem Herzen kam sie an Wahlberg vorbei. Einer ihrer scheuen Blicke war doch lang genug, um ihn zu betrachten.

Als sie an Wahlberg vorüber kam, schaute dieser sie an; aber sein Gesicht wurde noch düsterer; die blauen Augen blickten aus weiter einsamer Ferne auf sie herab.

Warum?

Ihr Gesicht wurde fassungslos. Als sie vorüber war, machte sie zwei oder drei Schritte sehr langsam; die nächsten Schritte, überhaupt die ganze Strecke bis zum Eingang, legte sie beinahe laufend zurück.

Dort schien sie sich wieder zu fassen. Ganz langsam stieg sie die Stufen empor; sie legte die Hand auf den Drücker, öffnete aber nicht die Thür. Nachdem sie eine Minute gekämpft, drehte sie sich nach Wahlberg um.

Dieses Mädchen war schön. Aber wenn ihr Antlitz auch häßlich gewesen wäre, so hätte es doch schön und verführerisch werden müssen durch das Erscheinen aller Eigenschaften, oder vielmehr aller seelischen Wirkungen, welche ein Frauenantlitz zu verschönen vermögen. Der Grundzug, der Hintergrund, war die alte Fassungslosigkeit, welche all' diese edlen schönen Linien weicher schuf. Auf diesem Grunde erschienen nach einander Frage, Zweifel, Erwartung, Enttäuschung und Trotz; die großen schwarzen Augen beeilten sich, zur Deutung dieses Sturmes beizutragen.

Wahlberg rührte sich nicht. Nur den Kopf hatte er gedreht, als sie an ihm vorüberkam; über die Schulter schaute er ihr nach. Sie war im Begriffe zu verschwinden. Vielleicht sah er sie niemals wieder; sein Gesicht wurde etwas lichter.

Gerade jetzt kehrte sie sich um.

Er sah, was und wie viel er im Begriff war, zu verlieren; er bildete es sich wenigstens ein, und seine Ein-

bildung war von einer Stärke, daß sie beinahe der Ueberzeugung glich. Diese Ueberzeugung warf den Ausdruck seines Gesichtes, auf welchem es eben heller zu werden begann, wieder zurück in das andere Extrem. Es wurde noch düsterer als zuvor.

Rosario sah es. Sie drehte sich wieder nach der Thür um. Es gelang ihr nicht gleich, sie zu öffnen; ihr Körper machte mit unschöner Bewegung die Anstrengung der Hand mit, welche das Oeffnen beeilen wollte.

„Nach Hause. Im Galopp," ließ sich ihre Stimme von der anderen Seite der Mauer hören.

Wahlberg riß den Blick von der wieder geschlossenen Thür los, schaute noch einmal auf das Grab, ließ die Augen etwas länger weilen auf der Stelle, auf der sie gekniet hatte, und schickte sich dann ebenfalls an, den Friedhof zu verlassen.

Als er die Thür aufgestoßen hatte und vor sich das lichtumwobene Bild des Landes und des Meeres sah, berührte er seine Stirn und schalt sich einen Narren. Gegenüber diesem Licht, welches so warm seine Schläfen berührte und so plötzlich seine Augen blendete, vergaß er sogar den Gedanken aufzunehmen, daß gestern, als er seine Hand in diejenige des Diktators gelegt hatte, es Rosario Urquizas Stimme gewesen war, die er gehört; daß diese Stimme, die Worte von Juan Manuel Rosas übertönend, gesungen hatte „am Strande sein Liebchen, das weinte so sehr." —

„Nun, nichts erlebt?“ fragte Andersen, als Wahlberg das Kontor betrat.

„Giebt es etwas Neues?“ fragte dieser zurück.

„Der Holländer, nach welchem Sie sich gestern erkundigten, liegt bereits draußen vor Anker. Das Neue, welches es giebt, besteht darin, daß dieser Holländer schon drei Tage auf der Rhede liegt, also schneller gesegelt zu sein scheint, als Ihr eigenes Schiff.“

„Geht mich nichts an. Ich bin nicht ehrgeizig.“

Der Däne lachte.

„Solche Leute hat man hier gern. Wenn Sie nicht ehrgeizig sind, wird Ihnen hier nichts passiren. Ich vergaß übrigens gestern, Sie auf etwas aufmerksam zu machen. Wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sich einen rothen Lappen in das Knopfloch zu stecken?“

„Ist das erforderlich?“ Wahlberg lächelte und fragte leichthin.

Der Däne zog die Augenbrauen hoch.

„Kapitän, in diesem Lande reizt man den Stier nicht dadurch, daß man ihm den rothen Lappen zeigt, sondern dadurch, daß man ihm denselben nicht zeigt. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, da wir Alle dergleichen Zeugs im Knopfloch tragen?“

Wahlberg lachte.

„Ich wundere mich darüber, daß die Ehrenlegion hier so zahlreich vertreten sei, und zog daraus Schlüsse über die Eitelkeit hier zu Lande.“

„Nun macht der schon wieder Witze, anstatt sich an den Kopf zu fassen und zu untersuchen, ob derselbe noch zwischen den Schultern sitzt. Hier, Kapitän!“

Andersen reichte ihm eine Zigarrenschachtel, welche bis oben hin mit rothen Rosetten gefüllt war.

„Da die Dinger leicht schmutzig werden, muß man den Ersatz gleich bei der Hand haben. Ich habe für mich und für meine Kommis in meinem Geschäft für diese Dinger ein eigenes Konto angelegt.“

Wahlberg zögerte.

„Nehmen Sie, Kapitän. Wenn Sie keine nehmen, muß ich glauben, daß Sie trotzdem ehrgeizig sind. Gute Früchte wird dieser Ehrgeiz allerdings nicht tragen. Wollen Sie, daß man Sie aufgreift und mit gebundenen Händen Tage lang irgendwo zubringen läßt, wo es Ihnen nicht behaglich sein wird?“

Der Kapitän lachte wieder.

„Herr Andersen, Herr Andersen, ich glaube, daß Sie schon wieder zu schwarz sehen!“

„Herr Wahlberg, Herr Wahlberg, ich versichere Ihnen, daß einige Nächte schweren Kerkers das Beste ist, was Ihnen in diesem Falle passiren kann. Glauben Sie denn noch immer, daß Sie in Europa sind? Glauben Sie denn, daß man sich in solchem Falle oder auch in schwereren Fällen die Mühe giebt, den Verdächtigen in Verhör zu nehmen? Alles hängt von dem Scharfblick oder von der

Laune der Mazorqueros ab. Wenn die Kerle bei schlechter Laune sind, stechen sie das Opferlamm auf der Stelle ab. Nehmen Sie, Kapitän."

Wahlberg war ernst geworden. Er nahm in der That eine Rosette und drehte sie zwischen den Fingern.

„Diese Rosetten," fuhr Andersen fort, „scheinen übrigens in Europa eine eigene Industrie erzeugt zu haben. Das berufene holländische Vollschiff hat einige hundert Kisten mit dergleichen Tand geladen. Da wir wieder bei dem Holländer angelangt sind, kann ich Ihnen vielleicht doch noch etwas mittheilen, was Sie interessirt. Sie haben gestern recht gehabt, als Sie behaupteten, daß in der Zeitung gestanden hätte, die Tochter unseres Mannes würde um diese Zeit nach Buenos Aires zurückkommen. Der Holländer hat sie an Bord gehabt; und außer ihr noch die Tochter Urquizas. Vielleicht werden die Zeiten jetzt wieder etwas besser werden, denn wenn die famose Manolita ihre alte Energie bewahrt hat, so wird sie ihrem Papa wohl auch die alten Zügel anlegen wollen und Don Juan Manuel wird mit der Austheilung von Todesurtheilen etwas weniger freigebig —"

„Diese Manolita und Urquizas Tochter sind Freundinnen?"

„Das ist so Sitte in diesem Lande. Mit der Linken drücken sie die Linke des Anderen, aus Freundschaft; mit der Rechten dagegen fassen sie sich gegenseitig an die Kehle; aber nicht aus Freundschaft."

„Und dieser Art ist auch die Freundschaft der beiden Mädchen?"

„So genau bin ich nicht eingeweiht. Früher mag es eine wirkliche Freundschaft gewesen sein. Was daraus geworden ist, weiß ich nicht. Es ist jedoch anzunehmen, daß das Zerwürfniß der Väter auf die Kinder nicht ohne Einfluß geblieben ist."

Wahlberg brach das Gespräch ab. Nachdem er dem Makler noch aufgetragen hatte, sich nach Ersatz für seinen Steuermann umzusehen und die Angelegenheiten der Möwe zu überwachen, empfahl er sich.

Als er in seinem Boardinghause anlangte, wollte man sich gerade zum Frühstück niederlassen.

Die fremden Schiffskapitäne standen um einen kleinen Tisch herum und stritten sich darum, wem von ihnen die schönste der rothen Rosetten gehören sollte, welche die Wirthin eben darüber ausgestreut hatte.

Einige trugen das ominöse Zeichen bereits im Knopfloch und paradirten damit vor dem Spiegel des Speisesaales.

Auch Wahlberg wurde herbeigerufen, damit er sich eine aussuchen sollte. Der zog seine Rosette aus der Westentasche und wurde infolge dessen für einen vorsichtigen und klugen Mann gehalten.

II.

Um die Stunde, in welcher Rosario Urquiza sich auf dem Campo Santo de las Consoladoras aufhielt, saß Rosas in seinem Zimmer und blätterte in den am Morgen eingelaufenen Briefen und Druckschriften. Unter den letzteren befand sich eine, die umfangreicher als die übrigen und mit einem hellblauen Umschlag versehen war. Als der Diktator einige Papiere und Schriften, von denen er nur die Titel oder Unterschriften gelesen, gleichgültig bei Seite geworfen, und die blaue Kante der Broschüre aus dem Stoß der Schriftstücke hervorragen sah, verlor sich seine Theilnahmlosigkeit. Er warf den Stoß um und zog die Broschüre mit einiger Hast heraus.

Einem Uneingeweihten mußte es sonderbar erscheinen, daß Rosas den hellblauen Umschlag von allen Seiten und länger betrachtete, als dieser es verdienen mochte. Aber hellblau war die in Buenos Aires und der gesammten Republik streng verbotene Farbe der Oppositionspartei, der „wilden, ekelhaften Unitarier." Die vorliegende Broschüre war im Hauptquatier derselben, in Montevideo, gedruckt

worden und führte als Titel nichts Geringeres, als die Worte „Sobre el deber de matar a Rosas, Ueber die Pflicht, Rosas zu ermorden." Diese Pflicht und die Aussichten, durch welche man derselben gerecht werden könnte, wurden auf mehr denn hundert engbedruckten Seiten auseinandergesetzt.

Das alles schien den Diktator nicht sehr zu berühren; als er den blauen Umschlag betrachtete, zog es sogar wie ein Lächeln über sein Gesicht. Er begann die Schrift von hinten zu durchblättern: auf den letzten Seiten mochte er das Gröbste vermuthen. Die Lektüre regte ihn nicht an, er schien nichts Neues zu finden. Nur einer einzigen Seite wendete er mehr Interesse zu, las sie ganz durch, las sie noch einmal, stützte dann den Kopf in die Hand und schaute vor sich hin.

Es war die Seite gewesen, auf welcher der Pamphletist vorgeschlagen hatte, daß jedes Mittel gut sei, nicht nur, um sich des Diktators zu entledigen, sondern auch seiner Verwandtschaft, seiner Tochter, seiner „Brut".

Die Hauptthür befand sich gegenüber dem Schreibtisch; eine kleinere mit Tapeten bekleidete Thür durchbrach die Wand hinter dem Lehnstuhl, auf welchem Rosas saß.

Es mochten fünf Minuten vergangen sein, als diese Tapetenthür sich geräuschlos öffnete und Manuela eintrat. Sie schritt nicht unmittelbar nach ihrem Eintreten vorwärts; zuvörderst erhob sie sich auf den Fußspitzen und

versuchte über die Schultern ihres Vaters hinweg auf den Schreibtisch zu sehen. Als sie nichts bemerkte, was ihres Interesses würdig war, schlich sie heran und hielt dem Diktator von hinten mit den Händen die Augen zu.

Rosas machte eine Bewegung. Aber er faßte nicht nach Manuelas Händen, sondern tastete nach der noch geöffnet vor ihm liegenden Broschüre und schloß dieselbe. Bevor Manuela ihn frei gab, untersuchte sie den Schreibtisch noch einmal nach allen Richtungen hin.

„Sei vernünftig, Manolita. Laß' die Hände los und gieb Deinem Papa einen Kuß."

„Nein, Papa."

„Warum nicht?"

„Weil Du träge gewesen zu sein scheinst. Weil Du heute noch nichts geschrieben oder unterzeichnet zu haben scheinst."

Er streckte die Hand nach hinten und zog das Mädchen um sich herum nach vorn.

„Ich werde diese Tapetenthür zumauern lassen, Manolita."

„Für gewisse Leute würde das unangenehm sein, insofern sie stets einen Umweg machen müßten, wenn sie Dich besuchen wollen."

„Für mich aber würde es desto angenehmer sein, insofern gewisse Leute, wenn sie mich besuchen wollen,

durch die Hauptthür eintreten und sich anmelden lassen müssen."

„Wenn ich mich aber unterwegs erkälte, Papa?"

„Damit Du Dich nicht erkältest, ist es besser, wenn Du Deine Besuche hier im Bureau überhaupt einstellst."

„Diese Besuche gehören zu meinen Gewohnheiten und ich kann von meinen Gewohnheiten nicht lassen, Papa."

„Nicht davon lassen? Obgleich Du zwei lange Jahre in England —"

„Das hat nichts geholfen. Ich möchte wissen, warum Du bei schlechter Laune bist, Papa?"

„Weil ich gerade schreiben wollte, als Du eintratest, und weil ich es nicht kann, da Du mich belästigst."

„Ich belästige Dich nicht." Sie nahm auf einer Ecke des Schreibtisches Platz. „Du kannst mit dem Schreiben beginnen, Papa."

Rosas betrachtete sie.

„Du bist ein sehr hübsches Mädchen geworden, Manolita. Ich würde mich darüber freuen, wenn Du eben so gehorsam als hübsch wärest. Warum kannst Du nicht gehorchen, mein Liebling?"

„Weil ich Dein Liebling bin." Sie hob die Füße, streckte sie aus und legte sie in seinen Schooß.

Rosas lachte.

„Sogar Deine Logik ist die alte geblieben. Ich

habe Dir eben gesagt, daß ich schreiben will, und Du setzest Dich gelassen auf meinen Schreibtisch. Ich möchte wissen, welche Rolle Du dort spielen willst?"

„Die eines Briefbeschwerers."

„Den könnte ich mir gefallen lassen. Wenn Du aber diese Rolle müde wirst und Deiner alten Gewohnheit gemäß in meinen Papieren herumzustöbern beginnst?"

„Dann würdest Du meiner alten Gewohnheit gegenüber die alte Nachsicht beobachten müssen, Papa."

„Und wenn ich das nicht thue? Wenn ich mir Dein Spionagesystem nicht länger gefallen lasse, mein Töchterchen?"

Manuela zog die Füße zurück, ließ sich von dem Tisch heruntergleiten, legte den Arm um Rosas Hals und schmiegte die Wange an sein Gesicht.

„Hat Dich das Spionagesystem Deines Töchterchens schon einmal gereut, Papa?" fragte sie leise.

Er streichelte ihr Gesicht.

„Warum kaufst Du Dir nicht lieber hübsche Kleider und läßt Dir den Hof machen? Warum mußt Du immer diese kleine Nase in meine großen Papiere stecken?"

„Des Gegensatzes wegen, Papa. Was ist das für ein blaues Buch?"

Rosas Gesicht wurde finster. Er streckte schnell die Hand aus und legte sie auf die Broschüre.

„Mein Kind, die Menschen verdienen es nicht, daß

Du so viele von ihnen vor Strafe bewahrst," murmelte er.

„Was ist das für ein Buch, Papa?"

Der Diktator steckte die Broschüre in die Brusttasche.

„Ich habe einen Auftrag für Dich, Manolita. Es ist meine Absicht, Deine Rückkehr mit einem Ballfest zu feiern. Du bist ein erwachsenes Mädchen und klug genug, und wirst längst gehört oder gesehen haben, daß die Anderen hier in Buenos Aires mit Deinem Papa nicht mehr übereinstimmen. Damit diese Uebereinstimmung wenigstens vor der Welt aufrecht erhalten bleibt, kommt es mir darauf an, daß auch die Unzufriedenen unsern Ball besuchen. Manolita wird wissen, daß auch Don Justo Urquiza zu diesen Unzufriedenen gehört. Will mein Töchterchen sich auf den Weg machen und ihre Freundin Rosario zu bestimmen versuchen, daß sie bei dem Fest nicht fehlt?"

„Papa, Rosario trauert noch ihres Oheims wegen."

„Der Oheim ist über ein halbes Jahr todt; außerdem war er der Familie beinahe unbekannt."

„Wenn Don Justo ihr aber nicht erlaubt, zu kommen?"

„Es kommt mir darauf an, daß entweder er oder seine Tochter, oder Beide uns besuchen. Die Welt muß glauben, daß er noch nicht so weit ist, sich offen gegen mich zu erklären. Kommt Rosario allein, so wird man glauben, es geschehe mit Einwilligung ihres Vaters; die Wirkung ist dieselbe, als wenn er selber kommt."

„Aber wenn er es ihr nicht erlaubt?"

„Dann kommt sie ohne seine Erlaubniß. Ebenso gut, wie es Dir gelingt, Deinen Papa zu täuschen oder ihm zu opponiren, ebenso gut wird sich Rosario auf die Sache verstehen."

Manuela dachte einen Augenblick nach.

„Papa, ich glaube, daß ich Deinen Auftrag nicht werde erfüllen können. Rosario besitzt einen ganz anderen Charakter, als ich."

„Wenn Du Dir Mühe giebst —"

„Ich glaube, die Mühe wird vergebens sein, Papa. Ich werde es mir überlegen. Wenn ich einmal bei Stimmung bin, werde ich anspannen lassen und sie besuchen."

„Wenn Du Dir Mühe giebst, erzähle ich Dir eine Neuigkeit, die Dich interessirt."

„Welche, Papa?"

„Fragtest Du mich nicht vorgestern nach einem gewissen Hamburger Schiff, dem Ihr auf offener See begegnet seid?"

Manuela hatte sich noch immer an ihn angeschmiegt. Nun wand sie sich aus seinem Arm, richtete sich auf und schaute ihn gespannt an.

„Ist das Schiff angekommen, Papa? Ist der Kapitän an das Land gekommen, wohnt er hier, wird er lange hier bleiben?"

Rosas betrachtete lächelnd ihr Gesicht, schwieg aber.

Manuela begann mit den Füßen zu trippeln.

„Da Du noch nicht bei Stimmung bist, Manolita, um zu Rosario zu gehen —"

„Ich bin bei Stimmung, Papa; ich will mir auch Mühe geben, ich will Alles thun, was Du willst. Ist der Kapitän hier in Buenos Aires, wirst Du ihn zu Dir rufen lassen?"

„Was geht mich der Kapitän an? Sein Schiff liegt auf der Rhede."

Manuela schien noch Vieles auf dem Herzen zu haben. Sie öffnete und schloß einige Mal die Lippen, schaute bald ihren Vater an, bald auf den Boden, auch einige Mal nach der Thür; die letztere schien endlich ihr Ziel werden zu wollen.

Rosas sah ihr lächelnd zu.

Manolita küßte ihn schnell.

„Ich bin so sehr bei Stimmung, Papa, daß ich sofort anspannen lassen will, um zu Rosario zu fahren. Ich werde mir Mühe geben. Adios, Papa!" —

Rosario hatte den Manto bereits abgelegt, befand sich indessen noch in Trauerkleidung, als Manuela eintrat. Die Letztere wurde in dem großen, nach der Straße gelegenen Gemach empfangen, in welchem Rosario zu musiziren pflegte.

Manuela betrachtete verwundert die schwarze Kleidung der Freundin; dann erinnerte sie sich des Todesfalls in Urquizas Familie, begriff und fragte nicht.

„Ich weiß, warum der dort geöffnet ist," sagte sie und deutete auf den Flügel.

Rosario folgte der Richtung von Manuelas Hand, erhob sich und schloß schweigend das Klavier.

„Warum?" fragte Manuela. „Hast Du das betreffende Lied schon so viel geübt, daß Du es spielen kannst? Du brauchst Dir in meiner Gegenwart keinen Zwang anzuthun, Rosario; wenn Du willst, spiele und singe ruhig weiter!"

„Warum?" fragte Rosario leise.

Manuela schaute sie verwundert an.

„Warum? Weil Du es so gern hast. Oder gefällt es Dir vielleicht nicht mehr? Vorgestern schien es Dir doch noch sehr zu gefallen. Du hattest ja sogar angefangen, es auf deutsch auswendig zu lernen; hast Du das Auswendiglernen unterbrochen?"

„Nein. Ich habe es sogar ins Spanische übersetzt. Aber —"

„Du bist eine Gelehrte. Ich will das Lied hören."

Rosario sagte den spanischen Text her.

„In spanischer Sprache gefällt es mir viel besser. Weißt Du übrigens, daß ich heute Nacht von dem Hamburger Schiff geträumt habe? Es kam wieder herangesegelt wie unter dem Aequator und sah sehr hübsch aus. Du wirst natürlich ebenfalls davon geträumt haben!"

Rosario schaute durch das Fenster in den Himmel hinaus und schüttelte den Kopf.

„Das wundert mich. Mein Traum war so lebhaft, ich sah das Schiff so deutlich vor mir, daß ich mich heute Morgen gleich hinsetzte und es malte. Da ich keine Künstlerin bin, so ist das Bild natürlich kein Kunstwerk; aber da Dich der Gegenstand interessirt, den es darstellt, so gefällt Dir vielleicht auch das Bild. Wenn Du willst, kannst Du zu mir kommen und es Dir ansehen. Es findet sich übrigens bald eine Gelegenheit, mich zu besuchen; denn es soll in den nächsten Tagen ein Ball bei uns gefeiert werden, und wenn Rosarito nicht dabei ist, würde ich tödtlich beleidigt werden."

„Damit Manolita nicht tödtlich beleidigt wird, muß es für Rosarito ein Vergnügen sein, den Ball zu besuchen," sagte Rosario lächelnd.

Manuela schaute sie überrascht an. Auf so große und so schnelle Nachgiebigkeit war sie nicht gefaßt gewesen.

„Und Dein Papa? Wird er ebenfalls kommen?" fragte sie nach einer Pause.

„Ebenfalls, Manolita."

Diese sah noch viel verwunderter aus.

Rosario lächelte wieder.

„Ich habe heute Morgen mit meinem Papa gesprochen; über alles Mögliche, Manolita. Wir haben auch die Störung in den Beziehungen zwischen Deinem und meinem

Papa berührt. Der Letztere glaubte, daß die alten Beziehungen nicht für immer abgebrochen seien und sich vielleicht wieder herstellen ließen. Aber selbst wenn das nicht der Fall sei, so wäre nach ihm ein Abbruch der gesellschaftlichen Beziehungen durchaus nicht erforderlich. Darum werde ich Deinen Ball besuchen und glaube auch, daß Papa ihn besuchen wird."

Manuela war von ihrem Erstaunen noch nicht zurückgekommen. Jetzt hob sie die Augen und betrachtete prüfend die Freundin. Wenn auch Rosario es ehrlich meinte — war es auch dem General Urquiza mit so viel Versöhnlichkeit und Ehrlichkeit Ernst?

„So nachdenklich, Manolita?"

„Rosario, da Du früher nicht zu Ball und Tanz neigtest, so glaubte ich, daß ich mit Dir eine große Schlacht würde fechten müssen, bevor Du einwilligen würdest, auf den Ball zu kommen."

„Zu Ball und Tanz neige ich auch heute noch nicht. Abgesehen davon, daß ich Dir durch mein Erscheinen einen Gefallen thue, möchte ich mich zerstreuen."

„Dich zerstreuen? Und was ist denn geschehen, daß Du Dich zerstreuen mußt? Was fällt Dir ein, Rosario? Wo bist Du heute gewesen?"

„Auf dem Campo Santo de la Consolacion."

„Hast Du Dir dort eine schwarze Brille gekauft?"

„Ich bin auf dem Campo Santo gewesen, Manolita."

„Und was hast Du dort gesehen?"

Rosario seufzte leicht.

„Manolita, der Kirchhof ist sehr klein und für neue Gräber ist kaum Platz vorhanden. Als ich das bemerkte, fiel mir etwas ein —"

„Was?"

„Sowohl die Vorfahren Deines Papas als auch die meinen gehören zu den Stiftern des Klosters, und wir als die Nachkommen besitzen das Recht, auf dem Kirchhof begraben zu werden. Willst Du nicht auf Deinen Papa einwirken, daß der Campo Santo etwas erweitert wird, damit die neuen Gräber Raum haben? Ich werde meinem Papa eben denselben Vorschlag machen."

„Mädchen, Du denkst an den Tod?"

Rosario stützte den Kopf in die Hand.

„Außerdem, Manolita, könnte in den Statuten eine Veränderung vorgenommen werden, nach welcher von jetzt ab auch Diejenigen auf dem Campo Santo begraben werden dürfen, welche uns im Leben nahe gestanden haben."

„So? Und wer soll an Deiner Seite begraben werden?"

„Niemand. Aber Du selber, Manolita, wenn Du einmal stirbst, wäre es Dir nicht lieb, wenn Dein Gatte —"

„Ich will nicht sterben, ich will noch tausend Jahre leben! Ich will vom Tode gar nicht sprechen hören — ich weiß nicht, was Dir eingefallen ist, Rosario!"

Sie erhob sich in großer Entrüstung, drehte der Freun-

din den Rücken zu und schien mit großem Interesse ein Bild zu betrachten, welches an der gegenüberliegenden Wand hing.

„Auch, Manolita," fuhr Rosario nach einer Pause leise fort, „wäre es gut, daß man die hohe Mauer an der Nordseite des Campo Santo durch ein Gitter ersetzte, so daß man das Meer sehen kann."

Manuela schaute über die Schulter zurück.

„So daß man das Meer sehen kann? Im Norden? Ich freue mich, daß Du endlich in ein verständiges Fahrwasser einlenkst, Rosario; die Unterhaltung mit Dir war nämlich eben beinahe unmöglich geworden. Das Meer und im Norden? Ich freue mich darüber, daß Du diese beiden Dinge noch nicht ganz vergessen hast. Ich wollte Dir vorhin etwas erzählen; es sollte zur Belohnung dafür dienen, daß Du ohne Gegenrede auf unseren Ball kommen willst. Jetzt will ich es erzählen, um die dummen Gedanken zu vertreiben, welche Deinem schönen Kopf das Leben schwer machen."

Rosario ließ langsam die Hand sinken, in welche sie den Kopf bisher gestützt hatte.

Manuela drehte sich vollends um und marschirte dicht an Rosario heran.

„Das Hamburger Schiff liegt auf der Rhede, und der Mann mit den blauen Augen treibt sich wahrscheinlich einige hundert Schritte von uns in den Straßen herum!"

Rosario lächelte unmerklich und stützte den Kopf wieder in die Hand.

„Rosario, weißt Du, daß ich außer mir bin?"

„Warum?"

„Weil Du jetzt weder roth noch bleich geworden bist. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, daß Du roth würdest; wenn Du roth wirst, siehst Du nämlich sehr hübsch aus."

„Wenn ich bleich bin, sehe ich also häßlich aus?"

„Ich liebe die Abwechslung. Mit Deinem Einwurf versuchst Du die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet zu lenken; da Du weißt, wer vor Dir steht, hättest Du auch wissen müssen, daß Dir das nicht gelingen wird. Warum bist Du nicht roth geworden, als ich Dir die große Neuigkeit mittheilte?"

„Weil es eine Neuigkeit ist, welche mich nichts angeht."

„So?" Manuela blieb mit geöffneten Lippen stehen.

Rosario erhob sich ebenfalls, begab sich an das Fenster und schaute hinaus.

Manuela trat hinter sie und legte den Arm um ihre Taille.

„Du schöne Schlanke! Dieses soll die Stelle an unserem Körper sein, an welcher uns die Männer umzufassen pflegen!"

Rosario schob Manuelas Arm sanft zurück.

„Wenn ich ein Mann wäre, würdest Du Dich nicht aus meinem Arm befreien können; besonders dann nicht, wenn ich ein Seemann wäre. Die Seeleute sollen nämlich alle sehr viele Kraft haben, Rosarito. Aber was ist aus Dir geworden, Du? Vorgestern noch voll Liebe und Hoffnung, und heute Alles hin? Hat Dein Papa Dir vielleicht mit einem Zukünftigen aufgewartet?"

Rosario kehrte sich langsam um.

„Und wenn er vermählt ist oder eine Braut hat, Manuela? Oder wenn die Sitten seines Landes so sehr von den unseren verschieden sind, daß sie, wenn er mich auch sucht, ihn zwingen, dorthin zu gehen, wo er mich nicht findet?"

„Das sind Deine einzigen Bedenken, Rosario?"

„Wiegen Sie nicht schwer genug?"

„Der einzige Punkt darin, der des Nachdenkens werth ist, ist derjenige, daß er verheirathet sein könnte. Wenn er eine Braut hat? Mein Gott, wir machen ihr ihn abtrünnig und setzen Dich an ihre Stelle. Unsere Sitten, die nicht mit den seinen übereinstimmen? Diesen Einwand halte ich für lächerlich, Rosario. Denn wir würden ihm sagen, daß unsere Sitten besser sind und daß er sich danach zu richten hat. Ich denke, ein vernünftiger Mensch hat sich stets nach den Sitten des Landes zu richten, in welchem er sich gerade befindet. Sind Deine Bedenken jetzt geschwunden, Rosario?"

Diese lächelte und schüttelte den Kopf.

„Dann erkläre mir, warum sie noch nicht geschwunden sind," sagte Manuela ungeduldig.

Rosario faßte Manuelas Kopf mit beiden Händen.

„Um Dir das zu erklären, müßte ich ein ganzes Buch schreiben, Manolita."

„Warum? Ich bin ein intelligentes Mädchen, Du kannst es mir auch ohne Buch erklären!"

„Das bezweifle ich. Wollen wir jetzt von anderen Dingen sprechen?"

„Diese Dinge sind die Hauptsache. Um von ihnen ausschließlich zu sprechen, bin ich heute zu Dir gekommen."

Rosario seufzte und zog die Hände von Manuelas Gesicht zurück.

Die Letztere redete noch einige Minuten auf Rosario ein, ohne von deren Antworten befriedigt zu werden.

„Wenn Du mich einmal empfangen kannst, ohne vorher auf dem Campo Santo gewesen zu sein, werde ich wiederkommen, früher nicht," erklärte Manuela, als sie sich von der Freundin trennte. „Du kommst also auf unsern Ball?"

„Unter der Bedingung, daß ich nicht tanzen muß."

III.

Vierzehn Tage waren vergangen.

Wahlberg hatte während dieser Zeit den Diktator oft genug gesprochen. Schon am zweiten Tage nach jener abenteuerlichen Zusammenkunft hatte sich ein Mann in seiner Wohnung eingestellt, der ein ernstes höfliches Wesen, ein intelligentes, jugendliches Gesicht und durchdringende kluge Augen besaß; Augen, welche Wahlberg bereits kannte. Der hatte ihm hinterbracht, daß man ihn heute Abend in der und der Straße zu finden hoffe. Der Mann hatte den jungen Kapitän ausdrucksvoll angesehen, ihm die Hand gedrückt und war dann wieder fortgegangen. Um die vereinbarte Zeit hatte Wahlberg in jener Straße den Diktator getroffen und ihn einige Stunden lang begleitet. Wahlberg war von da ab öfter gerufen worden; in der letzten Woche täglich.

Rosas war stets in anderer Kleidung; die Capa hatte jedes Mal eine andere Farbe, manchmal trug er den Poncho. Die Dauer des Beisammenseins war von verschiedener Länge; manchmal geschah es für die halbe

Nacht, manchmal auch nur für wenige Minuten. Rosas schien den Deutschen gern zu haben; zuweilen sprach er nur einige freundliche Worte, drückte ihm die Hand und wünschte ihm dann eine gute Nacht.

Wahlberg hörte wohl von Andersen und Anderen, daß die blutigen Exekutionen in der Stadt ihren Fortgang nähmen; aber er selber war noch niemals Zeuge einer Gewaltthat gewesen. So kam es, daß der sympathische Eindruck, den Rosas von Anfang an auf ihn gemacht hatte, noch im Wachsen begriffen war.

Sein Schiff hatte längst gelöscht. Lunt befand sich seit einigen Tagen in der Stadt; am Tage vor seiner Ankunft war ein junger Däne an Bord gegangen, der in Buenos Aires erkrankt gewesen und von seinem Schiff zurückgelassen worden war. Andersen hatte diesen Ersatzmann besorgt. Wahlberg hatte seinen ehemaligen Steuermann nur flüchtig im Kontor des Maklers gesehen, als Jener den Rest seines Guthabens, wegen des damaligen niedrigen Standes der Heuer nur zwölf Hamburger Spezies-thaler ausgezahlt bekam. Später erfuhr Wahlberg durch den Makler, daß Lunt die wenigen Thaler sofort für allerlei kleine Nothwendigkeiten ausgegeben hatte. Er war also ohne Geld; wovon würde er jetzt leben?

Wahlberg war einige Male an Bord gewesen; auf dem Schiff war alles in Ordnung. Die Oberraaen waren an Deck genommen, die Segel waren in der Segelkoje

verstaut oder wurden ausgebessert; außenbords und innenbords war das Schiff neu geschillert und die Masten geschrapt worden.

Die Mannschaft aß jeden Tag Beefsteak und Braten. Das kostete nicht viel; denn es war damals noch die Zeit in Argentinien, in der das Pfund Fleisch fünf Pfennige kostete, wenn man sich die Mühe nahm, es in der Stadt zu kaufen. Wer die Mühe nicht scheute, begab sich hinaus auf das Feld und fing dort einen Ochsen; denn die verwilderten Rinderheerden waren so zahlreich, daß auch eine so ungeheure Weide, wie die Pampa, sie nicht zu ernähren vermochte.

Aber Wahlberg hatte bemerkt, daß seine Matrosen trotz der außergewöhnlichen Matrosenkost nur bei mittelmäßig guter Laune waren. Die Möwe lag eben zu weit vom Lande entfernt, und es drängte die Leute, ihr Geld loszuwerden. Ob es viel Geld war oder wenig, war gleichgültig; nach den seemännischen Moden genügte dazu in dem einen wie in dem anderen Falle eine einzige am Lande zugebrachte Nacht. Wahlberg ließ sich also bestimmen, seinen Leuten diese Freude zu machen. Das Vergnügen mußte natürlich getheilt vor sich gehen. Die Leute, welche Urlaub erhielten, mußten am Lande übernachten, wenn sie die Stadt genießen wollten. So mußte die eine Hälfte der Crew an Bord bleiben, während die andere „binnen Lands schwalkte".

Es war der Tag, an welchem sich die Steuerbordswache am Lande befand, zu welcher John gehörte. Wahlberg ließ den Matrosen durch Andersen einige „Nacionales" auszahlen und richtete diejenigen Ermahnungen an sie, welche ein väterlicher Kapitän in solchem Falle für erforderlich hält.

„Der Kap'tän kennen mir," meinte John. „Wenn diese Brüders hingehen wollen, wo es mich nicht geheuer vorkommt, dann bekommen Sie von diese zwei Götters" — John zeigte seine beiden Fäuste — „dermaßen die Augenlöcher zugebackt, daß ein neugeborenes Wurm sie am rosenfarbenen Benzel wieder an Bord bringen wird können."

Darauf ging die Schwalkerei los. —

„Kapitän Wahlberg," sagte Andersen, „ist Ihnen wirklich in Buenos Aires noch nichts passirt?"

„Nein," antwortete Wahlberg und schaute verwundert in das gegen die Gewohnheit ernste Gesicht des Dänen.

„Ich will Ihnen sagen, warum ich diese wiederholte Frage an Sie richtete. Ich habe Sie einige Male eingeladen, bei mir Abend zu essen, und Sie haben stets abgelehnt. Ihre Gründe gingen mich so lange nichts an; die Einladung war gut gemeint, und wenn Sie nicht darauf reagirten, so war das eher Ihre Sache, als die meine. Ich habe gedacht, der Kapitän ist jung, er wird hier etwas gefunden haben, das ihn mehr interessirt, als

ich. Nun ist aber etwas vorgefallen, was mich veranlaßt, mit Ihnen ein offenes Wort zu reden. Einige Ausländer, die Sie hier im Kontor kennen gelernt haben, Geschäftsfreunde von mir, haben mich benachrichtigt, daß Sie verschiedene Male, bei allen Tageszeiten — Einer will Sie auch bei Nachtzeit bemerkt haben — am oberen Ende der Calle Corrientes gesehen worden sind. Also dort, wo die Stadt aufhört. Wissen Sie, daß dort der bekannte General Urquiza wohnt?"

Wahlberg erröthete etwas. Der Däne hatte bescheiden gesprochen und dabei die Augen auf sein Pult gerichtet. Er sah es nicht.

„Ja, ich glaube gehört zu haben, daß er dort wohnt," sagte Wahlberg nach einer kleinen Pause ruhig.

Andersen sah überrascht auf.

„Wenn Sie das wissen, Kapitän Wahlberg, dann ist es möglich, daß das, was ich selber gestern Abend gesehen habe, nicht ganz zufällig ist und vielleicht im Zusammenhang mit jenem Hause steht."

„Was haben Sie gesehen?"

„Ich begehe vielleicht eine Indiskretion, die Sie mit meinem guten Willen entschuldigen wollen. Als ich gestern um zehn Uhr Abends durch die Calle Peru ging, kamen Sie auf dem gegenüberliegenden Trottoir mit einem Unbekannten vorbei. Sie waren so sehr in die Unterhaltung vertieft, daß Sie meinen Gruß gar nicht beachteten; daraus

schloß ich, daß der Fremde Ihnen entweder etwas sehr Interessantes mittheilte, oder daß Sie mit ihm auf sehr vertrautem Fuße ständen."

„Und wenn Beides in der That der Fall wäre?" fragte Wahlberg leicht hin.

„Mein lieber Kapitän, die Sache erscheint mir zu ernst, als daß sie mit einem Lächeln abgefertigt zu werden verdiente, wie Sie es jetzt eben thun."

„Und warum erscheint die Sache so ernst?"

„Der Unbekannte machte keinen guten Eindruck auf mich. Das Gefährliche dieser Verbindung für Sie aber schien mir vor Allem daraus hervorzugehen, daß weder Sie noch der Unbekannte die rothen Abzeichen im Knopfloch trugen. Daß Sie das Ding öfter anzulegen vergessen — ich glaube übrigens Sie noch niemals mit der Rosette gesehen zu haben — das mag hingehen; Sie sind Ausländer und die Sache wird Ihnen eventuell nicht allzu schlimm ausgelegt werden. Der Andere aber schien mir ein Argentiner zu sein. Wenn aber ein Argentiner seine Rosette fortläßt, dann thut er es absichtlich, hat einen Grund, verfolgt einen Zweck."

„Und welchen Zweck könnte mein Begleiter verfolgt haben?" fragte Wahlberg lächelnd.

„Es kann ein Unitarier sein, der aus irgend einem Grunde nichts für sich zu befürchten zu haben glaubt. Lächeln Sie doch nicht immer, Kapitän Wahlberg; wer

zu viel lacht, muß später desto mehr weinen. Wenn der Mann ein Unitarier ist, dann stimmt es dazu, daß Sie sich in der Nähe von Urquizas Haus zu schaffen machen; und ich würde darauf schwören, daß Sie sich bereits irgendwie politisch eingelassen haben. Wenn es noch geht, Kapitän Wahlberg, machen Sie die Sache rückgängig. Lassen Sie sich auf nichts ein, es kann dabei nichts Gutes herauskommen."

Wahlberg reichte dem Dänen die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Andersen. Um Ihnen zu beweisen, daß ich kein wilder Unitarier, sondern ein guter loyaler Föderaler bin, verspreche ich Ihnen, die Rosette von heute ab nicht mehr aus dem Knopfloch zu lassen."

Wahlberg holte das Abzeichen aus der Westentasche und steckte es sich an.

„Und der Unbekannte? Und die Spaziergänge bei Urquizas Haus?" fragte der Däne, der durch Wahlbergs Willfährigkeit keineswegs beruhigt schien.

„Ich liebe den Orangenduft; bei Urquizas Haus befinden sich Orangengärten. Der Unbekannte zeigt mir die Stadt —"

„Braucht er dazu vierzehn Tage?"

Wahlberg antwortete nicht, lachte, schüttelte dem Dänen die Hand und verließ das Kontor.

Einige Stunden später begleitete er den Diktator durch die Straßen.

„Nun, Kapitän, wie ist es mit unserm Vertrag?“ fragte Rosas. „Wollen Sie hier bleiben oder werden Sie mich bald verlassen?“

„Noch nicht, Sennor.“

„Und auch innerhalb einiger Monate nicht. Sie machten mich vor wenigen Tagen darauf aufmerksam, daß wahrscheinlich eine englische Flotte nach Buenos Aires unterwegs sei. Erinnern Sie sich daran?“

„Ja, Sennor.“

„Diese Flotte liegt vor Montevideo. Wahrscheinlich wollen die Schiffe sich dort mit Vorräthen versehen, um dann zu uns zu kommen. Sie haben sich die Engländer aus der Nähe angesehen?“

„Nur die Fregatte, mit der ich sprach.“

„Sind es große Schiffe?“

„Mit Ausnahme einer Brigg, welche sie wohl als Aviso mit sich führten, schienen es schwere Schiffe zu sein, die dieselbe Größe hatten.“

„Es kommt mir darauf an, zu wissen, wie nahe sie an Buenos Aires herankommen können. Können Sie die Schiffe ungefähr schätzen?“

„Die Fregatte, mit welcher ich sprach, hatte zweiundzwanzig Fuß Tiefgang. So tief mögen auch die anderen Schiffe im Wasser liegen. Der Brigg gebe ich fünfzehn Fuß.“

Rosas lachte.

„Die Brigg kann herankommen. Solch ein Ding führt etwa zweihundert Mann an Bord, nicht wahr? Mit denen wird man mein Buenos Aires nicht erobern. Die Anderen werden sich unsere Thürme durch die Ferngläser betrachten müssen."

„Sie werden in die Ströme eindringen können, Sennor."

„Dazu sind sie zu klug. Dazu haben sie ein zu gutes Gedächtniß. Zur spanischen Zeit haben sie es einmal versucht. Aber der Wind wehte plötzlich von Westen, das Wasser lief ab, und die Dreidecker saßen so hoch auf den Sandbänken, daß sie beinahe umfielen. Die Geschütze der einen Seite zielten gegen den Himmel, die der anderen Seite in den Sand. Die Spanier schafften vier Kanonen in Booten auf eine benachbarte Sandbank und machten mit denselben die ganze Flotte unbrauchbar. Dergleichen vergißt sich nicht."

„Die Engländer haben seitdem Erfolge gehabt und mögen klüger geworden sein."

„Ich sage Ihnen, sie sind zu klug dazu. Ich habe sie schon einmal hier gehabt; aber sie sind unverrichteter Sache wieder abgezogen. Wenn ich den Franzosen in gleichem Fall einmal eine kleine Konzession gewährte, so geschah das, weil ich damals nach allen Seiten hin zu thun und die Konzession außerdem nicht viel für mich zu bedeuten hatte. Die Seemächte, meinetwegen das ganze verbündete Europa, das insgesammt scheert mich weniger,

als dieser oder jener Banditenchef in Entre Rios. Aber vielleicht sind sie gekommen, weil sie wissen, daß dort wieder —"

Rosas brach ab und schaute finster vor sich hin.

„Warum sie gekommen sind, werden wir bald erfahren," fuhr er nach einer Pause fort. Jedenfalls stören sie den Handel. Mein Buenos Aires bringt mir an Zöllen zwanzig Millionen Franken ein; das ist zwanzig Mal mehr, als die übrigen argentinischen Provinzen zusammen einbringen. Diese Millionen fallen aus, wenn auch nur für wenige Monate, wie ich glaube. Denn man schreibt mir von Europa, daß die Engländer mit den Russen anbinden werden; dann bin ich sie los. So lange Sie hier sind, werde ich mir freilich ihre Blockade gefallen lassen müssen. Das geht auch Sie an, Kapitän; denn Ihr Schiff wird hier bleiben müssen, bis die Engländer fort sind. In dieser Hinsicht habe ich also eine Ursache, den Engländern dankbar zu sein. Was ist das?"

Rosas war stehen geblieben und lauschte.

Sie waren im Begriff gewesen, sich einer Straßenecke zu nähern. Jenseits derselben war ein lauter Wortwechsel hörbar, der um so mehr auffiel, als die Straßen wie gewöhnlich still und verlassen waren.

Der Diktator furchte die Stirn.

Wahlberg war ebenfalls stehen geblieben. Er beugte

sich vor und lauschte angestrengter; auf seinem Gesicht malte sich Verwunderung, dann Verlegenheit.

Rosas drehte sich hastig nach ihm um.

„Was ist das für eine Sprache, in welcher man dort streitet?"

„Deutsch, Sennor —"

Wahlberg wurde durch eine wohlbekannte Stimme unterbrochen, dieselbe, welche bisher das Wort geführt, aber plötzlich aus gewissen Gründen mit doppelter Kraft einsetzte.

„Sie duzen mir? Wie kommen Sie dazu, mir binnen Lands, da Sie nichts nicht mehr an Bord zu suchen haben, zu duzen? Wenn Sie mir duzen, dann duz' ich Dir falschen Hund erst recht. Wenn Du mich auf solche Manier kommst, dann werden wir Sie bald auf den Kopf gestellt haben — besoffen nennen Sie mir? Wenn Sie mir noch einmal besoffen nennen, dann —"

Die Stimme brach ab; der Andere schien zu antworten.

„Es sind Leute von meinem Schiff," sagte Wahlberg schnell und noch immer etwas verlegen.

„Trennen Sie dieselben," antwortete Rosas ruhig. Der finstere Zug in seinem Gesicht war wieder verschwunden.

„Was, Du nennst mir noch einmal besoffen? Ich werde Dich beweisen, daß ich nüchtern bin. Komm' mal her, Du Hund, ich werde Dich zeigen, daß ein nüchterner

Mensch sich nichts nicht von keinem falschen Hund gefallen läßt. Komm' mal her. Jetzt werden wir Dir Deine Gedärmels einen nach dem andern aus dem Leib reißen und damit quer über den Atlantic einen Kabel scheeren. Komm' mal her. Du willst nicht? Ob Du willst oder nicht, ist mich ganz eingal. Denn hier binnen Lands —"

John wurde plötzlich hinten am Kragen gepackt und auf das Pflaster geschleudert. Er kannte diese Faust; er war mit ihr schon einmal in derselben Weise in Berührung gekommen, da er, als Man of War-Offizier verkleidet auf der Schanzkleidung der Möwe seine Glossen über die englische Fregatte gemacht hatte.

Als Wahlberg um die Ecke bog, war John gerade damit beschäftigt gewesen, seinen ehemaligen Steuermann nach jedem Satze, den er sprach, in entsprechender Weise gegen die Mauer zu stoßen. Mit der Linken hatte er den Steuermann an die Kehle gefaßt; die Rechte, welche in die seemännische Lieblingsform umgebildet, das heißt zur Faust geballt war, hielt er ihm unter die Nase.

Außer John war nur ein einziger Matrose der Möwe zugegen. Neben Lunt stand ein brünetter Mann mit unruhigen Augen, der die Kleidung der besseren Stände trug.

„Ich bedauere, Herr Lunt, daß der Flegel Sie belästigt hat," sagte Wahlberg in deutscher Sprache.

Lunt zuckte schweigend die Achseln und ordnete seinen Anzug.

John war wieder auf die Füße gesprungen und klopfte sich den Staub ab.

„Bedauern, Kap'tän Wahlberg? Hier ist nichts nicht zu bedauern, im Gegentheil, hier muß gehauen werden, bis ihm seine Schwarte platzt. Vons Trottowar hat er mir heruntergestoßen, obgleich er mich nichts mehr zu befehlen hat und obgleich ich auf manierliche Art an ihm hab' vorbeigehen wollen. Und nachher hat er gesagt, daß ich ein besoffenes Schwein bin, und da hab' ich mich dann die Freiheit genommen —"

„Wo sind die Anderen?"

„Weil sie so sehr besoffen waren, hab' ich nicht mehr mit sie spazieren gehen wollen. Ich hab' gesagt, daß sie mir in Ruh lassen sollen. Als ich durch diese Straße kam, begegnete mir zu seinem Unglück der —"

„Gut. Morgen früh an Bord und fürs erste nicht wieder an Land. Ich bedaure nochmals, Herr Lunt, daß der betrunkene Kerl Sie angefallen hat."

„Ja, jetzt bedauern Sie," sagte Lunt spöttisch. „Sie bedauern, um nachher wieder hinzugehen und den Bengel nach Ihrer Gewohnheit durch eine Flasche Portwein zu entschädigen, nicht wahr?"

Wahlberg sah ihn groß an.

„Wenn Sie glauben, daß ich auf den Streit, den Sie jetzt vom Zaun brechen wollen, eingehen werde, irren Sie sich," sagte er kalt.

„Ich möchte es Ihnen auch nicht gerathen haben, mein Herr Kapitän Wahlberg," erwiderte Lunt höhnisch.

„Spanisch sprechen, Sennores," befahl hinter ihnen eine ernste tiefe Stimme.

Als die fremde Stimme laut wurde, schnellte der Begleiter Lunts den Kopf herum. In demselben Augenblick schnellte er ihn wieder zurück. Seine linke Hand fuhr an den Krämpenhut; er zog denselben tief in das Gesicht, ließ die Hand auch noch oben liegen, als wenn er sein Gesicht dadurch unkenntlich machen zu können glaubte.

Mit der rechten Hand packte er blitzschnell den Arm Lunts; wie eiserne Krallen drangen die Finger in den Arm ein.

„Kommen Sie," flüsterte er. „Kein Wort weiter — um Gottes Willen — fort — kein Wort — vielleicht ist es schon zu spät — kommen Sie, kommen Sie —"

Gleichzeitig mit Lunts Begleiter hatte sich auch Wahlberg umgedreht. Hinter ihm, in geringer Entfernung, stand Rosas. Das wunderte den Kapitän nicht; hatte der Diktator doch eben gewünscht, daß Wahlberg die streitenden Seeleute trennen sollte und war mit ihm zugleich um die Straßenecke gebogen.

Eigenthümlich erschien es ihm jedoch, daß Rosas nun nicht mehr allein war. Dicht neben dem Diktator stand ein mit dem Poncho bekleideter Mann, der eben seinen

Kopf von Rosas Ohr zurückzog, als hätte er ihm etwas zugeflüstert.

Der Blick des Diktators war unverwandt auf Wahlberg gerichtet.

Lunt und sein Begleiter zogen sich zurück und verschwanden hinter der nächsten Straßenecke.

Der Mann im Poncho schaute den Beiden nach und sah dann den Diktator an. Aber der richtete noch immer den Blick auf Wahlberg und schien nicht zu bemerken, daß man auf einen Befehl von ihm wartete.

Wahlberg seinerseits glaubte gethan zu haben, was in seinen Kräften stand. Er hob den Blick dann und wann zu Rosas auf und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

„Mich wird gruselig, Kapitän Wahlberg," flüsterte John, „können der Kapitän Wahlberg die schwarzen Kerls sehen, die hier an alle Kanten von die Häuser stehen?"

Wahlberg schaute sich flüchtig um. Die Erscheinung, die dem tapferen John Gruseln verursachte, kam ihm nicht unerwartet. Hier und dort, in den Straßenöffnungen, an den Ecken, an den Häusern standen dunkle Gestalten, welche allerdings die kleine Gruppe hier mit lückenlosem Kreise umspannten. Er zweifelte nicht daran, daß sie zur Mazorka gehörten.

Rosas schien endlich von seinem Grübeln zu erwachen; er winkte dem Kapitän.

„Es ist mir nicht angenehm, daß um diese Stunde in den Straßen gelärmt wird. Das Beispiel wirkt ansteckend und kann auf andere Gebiete übertragen werden."

Es folgte eine Pause. Wahlberg wunderte sich darüber, daß ihn Rosas nicht fragte, wer der Mann sei, welcher bei dem Zank die andere Partei gebildet hatte.

„In meinem Hause findet morgen Abend eine kleine Festlichkeit statt," fuhr Rosas fort. „Wenn Sie theilnehmen wollen, wird es mir angenehm sein. Werden Sie kommen?"

„Ja," sagte Wahlberg hastig.

Rosas lächelte.

„Ich werde Sie meiner Tochter vorstellen. Man wird Sie gegen elf Uhr abholen. Wenn Sie Ihre Leute nach Hause begleiten, befehlen Sie denselben, nicht durch die Straßen zu schreien. Gute Nacht."

Der Diktator und sein Begleiter entfernten sich nach dieser, Wahlberg und die Matrosen nach jener Seite.

Alles war wieder still; die Mazorqueros waren schon lange vorher verschwunden.

In einer entfernten Straße verfolgten Lunt und sein brünetter Genosse den Weg; ihre Schritte waren noch immer beschleunigt.

„Was giebt es eigentlich?" fragte Lunt.

„Schweigen Sie," keuchte der Andere. „Noch diese

und die zweite und dritte Straße, dann werde ich Ihnen — schweigen Sie."

Sie gelangten endlich in ein entferntes Stadtviertel.

Der Brünette fing an etwas langsamer zu gehen.

„Wie ist Ihr Kapitän eigentlich zu Dem gekommen, Sennor Lunt?"

„Zu wem?"

„Er kannte Ihren Kapitän sogar beim Namen. Er scheint also mit ihm sogar befreundet zu sein. Es schien mir, als wenn Sie mit Ihrem Kapitän in Wortwechsel gerathen wollten; thun Sie das nicht mehr, Sennor Lunt. Um Gotteswillen, thun Sie es nicht. Suchen Sie es zu vermeiden. Auch wenn Sie im Recht sind, Sennor Lunt. Denn wenn der Andere uns auf den Hals kommt — wenn er uns auf den Hals kommt, gerade jetzt, da die Gewehre noch transportirt werden und wir Beide noch in Buenos Aires sind —"

„Welcher Andere? Reden Sie endlich, Mann!"

Der Brünette krallte wieder seine Finger in Lunts Arm.

„Rosas, Sennor, der Andere war Rosas."

Lunt blieb stehen.

„Vorwärts, Sennor, wir sind noch nicht sicher, wir sind noch nicht weit genug entfernt — vorwärts!"

„Rosas?" fragte Lunt nach einer Pause. „Meldoni, wissen Sie genau, daß es Rosas gewesen ist?"

„Der Große, welcher hinter Ihrem Kapitän stand.

Den kenne ich und darum nehme ich mich vor ihm in Acht. Der Andere, der Kleinere, war Aldao, der Polizeichef; der ist bekannter, den hab' ich Ihnen schon beschrieben; vor dem muß man sich ebenfalls in Acht nehmen. Wie kommt Ihr Kapitän zu Rosas?"

Lunt antwortete nicht.

„Diese Freundschaft kann uns schlecht bekommen, Sennor Lunt. Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie schon früher einen Streit mit Ihrem Kapitän gehabt haben und daß Sie darum von Bord gegangen sind?"

„An diesen Streit eben denk' ich," murmelte Lunt.

„Wenn er Ihnen das nachträgt? Wenn er sich des Rosas bedient, um sich an Ihnen zu rächen —"

„Er an mir?"

„Wenn es umgekehrt der Fall ist und er Sie infolgedessen unschädlich machen will, dann können leicht unsere Beziehungen entdeckt werden."

„Die sind Nebensachen," sagte Lunt barsch.

Der Italiener schaute ihn verwundert an, hielt sich aber vorläufig für abgefertigt und wagte nichts mehr vorzubringen.

Lunt ging schweigend weiter und schaute mit gefurchter Stirn und gepreßten Lippen vor sich hin.

„Sennor Meldoni," fragte er nach einer Pause, „betrat Wahlberg mit dem Anderen zusammen die Straße?

Ich meine, gehörten sie zu einander, begleitete Einer den Anderen, kamen sie wirklich zusammen?"

„Zusammen, Senor Lunt. Ich sah, wie sie Beide um die Ecke bogen; ich glaube, sie sprachen auch. Da Ihr Kapitän sofort auf den betrunkenen Matrosen zusprang, hab' ich den Anderen nicht gleich ins Auge gefaßt. Nachher aber, als ich seine Stimme hinter mir hörte, da erkannte ich ihn sofort. Aus Stimme und Gesicht erkannte ich ihn. Wenn ich ihn gleich angesehen hätte, hätte ich ihn sofort erkannt. Was er sagte, habe ich nicht recht gehört; aber ich weiß, daß er den Namen Wahlberg aussprach —"

„Ich auch," murmelte Lunt.

„Es ist möglich, daß er sagte —"

„Das ist Nebensache," fiel Lunt wieder barsch ein. „Mir fällt etwas ein; lassen Sie mich nachdenken, Senor Meldoni."

Die Düsterkeit in dem Gesicht des Steuermanns verwandelte sich allmählich in ein Lächeln.

Also Wahlberg war mit dem mächtigen Diktator bekannt geworden. Er war sogar sein Vertrauter geworden, denn er begleitete ihn bei Nachtzeit durch die Straßen. Der feine Herr hatte also wieder einmal Glück gehabt; und Glück würde er vielleicht später auch da haben, wo ihm selber, ihm, Lunt, dem armen Teufel, Alles unerreichbar bleiben mußte.

Wenn aber Wahlberg der Freund des Diktators bleiben wollte, wenn er nicht als nichtswürdiger Verräther entlarvt und über den Haufen geschossen werden wollte, dann durfte Rosas nicht von den Flinten erfahren, welche die Möwe an Bord gehabt hatte. Fünfzehntausend Gewehre und die entsprechende Munition! Mit solchen Mitteln konnte unter diesen Verhältnissen eine Revolution beginnen, die entscheidend war. Besser als alle Andern mußte das Rosas wissen.

Aber Wahlberg freilich war ja nicht schuldig. Der wußte ja gar nicht, daß er Gewehre an Bord gehabt hatte.

Lunt lächelte.

Welcher Kapitän weiß nicht, was sein Schiff geladen hat? Und wenn er es wirklich nicht weiß, wer glaubt es ihm, wenn er behauptet, daß er nichts von seiner Ladung gewußt? Wer glaubt ihm das, besonders wenn festgestellt wird, daß Andere von der Schiffsmannschaft die gefährliche Ladung gekannt haben?

Soviel wußte auch Lunt vom Diktator; der war rücksichtslos gegen seine Feinde; aber noch viel rücksichtsloser, grausamer, blutdürstiger gegen verrätherische Freunde. Die Mordbande der Mazorka, war sie nicht gerade gegen die falschen Freunde gestiftet worden?

Wahlberg war ein solch falscher Freund. Er erschien wenigstens als solcher. Da es vor Rosas und seiner Mazorka kein Verhör gab, war er es auch damit. Wahl-

berg mußte die Folgen tragen; und jene Ohrfeige während der Sturmnacht im englischen Kanal, die nicht empfangene, aber doch angedrohte und darum brennende Ohrfeige wäre damit dem feinen Herrn mit Zinsen und Zinseszinsen zurückgegeben.

Gut.

Am wirksamsten würde ihm beizukommen sein, wenn der Diktator gleichzeitig mit der Nachricht des an ihm begangenen Verrathes auch die Nachricht von den thatsächlichen Folgen desselben erhielte; das heißt, wenn die Bande oben in Entre Rios gerade dann rebellirte und losschlüge, wenn Rosas davon erführe, wer die Mittel zu diesem Aufstand ins Land geschafft habe. Auf diese Weise würde Wahlbergs Verrath an Gestalt zugenommen haben; je größer diese Gestalt war, desto schlimmer für ihn.

„Sennor Meldoni!"

„Sennor Lunt?"

„Wie lange dauert es, bis die Nachricht von Entre Rios nach Buenos Aires kommt, wenn die Unitarier in Entre Rios losschlagen?"

„So lange, als die Kuriere brauchen, vom Kriegsschauplatz nach Buenos Aires zu reiten. Da wir tüchtige Leute besitzen, welche die Wege kennen und schlau genug sind, den Banditen des Rosas eine Nase zu drehen —"

„Werden die Kuriere der Unitarier ebenso schnell in Buenos Aires sein, wie die Kuriere der Föderalen?"

„Vielleicht noch schneller. Es kommt den Freunden in Entre Rios darauf an, die Nachricht so bald wie möglich nach Buenos Aires zu bringen, um auch die Unitarier von Buenos Aires zur Mitwirkung zu ermuthigen und die Verlegenheiten des Tyrannen zu verdoppeln."

„Wenn diese Nachricht eintrifft, wollen Sie mich dann sofort rufen lassen und mir sie mittheilen?"

„Warum nicht?"

„Durch die Art und Weise, in welcher ich Ihnen gedient habe, bin ich Ihnen sicher. Ich verlasse mich also darauf, Sennor Meldoni."

„Sie können sich darauf verlassen, Sennor Lunt."

„Ich werde Sie seiner Zeit um eine weitere Gefälligkeit bitten, Sennor Meldoni."

„Es ist ausgemacht, daß Sie die zweite Hälfte der Summe, welche Sie sich für Ihre guten Dienste bei dem Gewehrtransport ausbedungen haben, erst dann ausbezahlt erhalten sollen, wenn die Erhebung in Entre Rios für gelungen gehalten werden kann."

Lunt lächelte.

„Darum handelt es sich nicht, Herr Italiener. Es handelt sich nur um einige Briefe, welche ich nach kurzer Zeit schreiben werde. Werden Sie die Gefälligkeit haben,

diese Briefe in ein korrektes Spanisch zu bringen, damit nicht daraus ersehen werden kann, daß sie von einem Ausländer geschrieben sind?"

„Gewiß, Sennor."

„Ich werde Sie beim Wort nehmen. Gute Nacht, Sennor Meldoni."

IV.

Rosas und Aldao waren unterdessen eine in anderer Richtung führende Straße hinabgegangen. Aldao räusperte sich einige Male; aber der Diktator schien das nicht für eine Veranlassung oder Aufforderung zu halten, sein Schweigen zu brechen.

Aldao räusperte sich endlich stärker, als die vorhergehenden Male.

„Der deutsche Sennor besitzt große Energie und eine starke Hand," begann er gleich darauf.

Rosas drehte den Kopf, antwortete aber nicht.

„Er sprach kein Wort und warf den Betrunkenen auf das Pflaster. Er wußte sofort, was er zu thun hatte. Kennen Sie ihn genau, Don Juan Manuel?"

„Ja."

„Wenn Männer von derartiger Energie und Kraft zu uns halten, ist es gut. Wenn sie sich jedoch gegen uns entscheiden —"

Aldao brach ab.

Der Diktator drehte wieder den Kopf; es geschah etwas schneller, als vorhin.

„Sie flüsterten mir erst zu," sagte er nach einer Pause, „daß der Andere, mit welchem der Deutsche sprach, spanisch verstände und daß ich ihnen befehlen sollte, spanisch zu sprechen. Warum?"

„Weil Sie mehr als ein Mal gesagt haben, daß Sie durch Vertrauen in sich selber und Mißtrauen gegen alle Anderen der Erste geworden sind und der Erste bleiben wollen. So lange die Beiden in der fremden Sprache redeten, thaten sie es leise und hatten es eilig. Er sah aus, als wenn sie sich in kurzer Zeit viel mittheilen wollten."

Rosas dachte nach.

„Wer war der Andere?" fragte er düster.

„Man sagt, daß es der ehemalige Steuermann des Kapitäns ist; er soll mit demselben früher Streit gehabt und das Schiff hier in Buenos Aires verlassen haben."

„Ich habe nichts Auffälliges in seinem Benehmen bemerkt."

„Er sprach leise, Sennor."

Während der langen Pause, welche folgte, drehte der Diktator mehrere Male den Kopf nach Aldao und öffnete ebenso oft den Mund, als wollte er fragen.

Erst nach geraumer Zeit that er es wirklich.

„Wißt Ihr über diesen Steuermann sonst noch etwas?"

Aldao lächelte unmerklich.

„Sennor, es ist uns bisher noch nicht gelungen, festzustellen, ob das Gerücht wahr ist, daß er wegen Differenzen mit seinem Kapitän das Schiff verlassen hat, oder ob das Gerücht ein absichtlich gemachtes ist.“

„Absichtlich gemacht?“

„Ebenso wenig haben wir bisher erfahren können, ob dieser Mann, der seinem Kapitän mitunter Abends nachschleicht, das thut, um diesen auszuspioniren oder ob er ihn sucht.“

„Und warum sollte er ihn suchen?“

„Das weiß ich nicht.“

Rosas schaute den Anderen finster an.

„Aldao, ich glaube, Euer Haß gegen die Ausländer führt Euch zu weit.“

„Sennor Don Juan Manuel, Sie haben mir wiederholt gesagt, daß das Mißtrauen Sie groß gemacht hat und Ihre Größe bewahren wird.“

„Das habe ich gesagt. Wißt Ihr sonst noch etwas?“

„Dieser ehemalige Steuermann hat das Schiff beinahe ohne Geld verlassen und bezahlt trotzdem Alles baar.“

„Wer schafft ihm das Geld?“

„Wir wissen, daß er viel mit einem gewissen Meldoni umgeht. Der ist ein Kommissionär, der von seinen Kommissionen zu leben vorgiebt. Wir wissen aber nicht, welcher Art seine Geschäfte sind. Wir haben auch erfahren, daß

er Waaren von dem Hamburger Schiff erwartete; wir haben aber nicht gesehen, daß irgend etwas für ihn an das Land geschafft worden ist."

„Kennt Ihr diesen Meldoni?"

„Er ist uns seit langer Zeit verdächtig. Manche wollen ihn früher in Entre Rios gesehen haben. Es ist möglich, daß seine Verbindungen mit Entre Rios fortdauern."

„Kennt Ihr ihn persönlich?"

„Es war derselbe, welcher vorhin dicht hinter dem ehemaligen Steuermann stand. Er merkte etwas und zog den Andern fort."

„Warum ließt Ihr ihn entwischen?" fragte Rosas schnell.

„Sennor Don Juan Manuel, um Ihren Befehlen nicht vorzugreifen. Außerdem wissen wir, wo er wohnt; er wird bewacht.

Rosas dachte nach.

„Resümirt," befahl er kurz.

„Sennor, Meldoni und der Steuermann stecken unter einer Decke. Der Letztere hat dem Italiener einen Dienst geleistet und wird dafür bezahlt. Was es für ein Dienst gewesen ist, wissen wir noch nicht."

„Versucht es zu erfahren."

Sie gingen weiter. Rosas schlug mit seinem eisernen

Stock dann und wann so heftig auf die Steine, daß die Funken sprühten.

„Und — und — der andere Deutsche?" fragte er zögernd. „Ihr habt ihn in Eurem Resümé vergessen, Aldao."

„Sennor, ob sein Steuermann mit ihm in Verbindung bleiben will, um irgend welchen Austausch zu vermitteln, oder nur deshalb, um ihm Schaden zufügen zu können —"

„Ihr bürgt mir für seine Sicherheit."

„Warum der Steuermann ihm nachschleicht, wissen wir nicht. Ebenso wenig wissen wir, warum der Kapitän in der Nacht manchmal bei Urquizas Haus angetroffen wird."

Rosas blieb stehen.

„Was?"

„Es ist uns bisher noch nicht möglich gewesen, ihn dabei zu ertappen, wenn er hineingeht oder hinauskommt."

„Was?"

Rosas stieß seinen Stock auf das Pflaster, daß es weit durch die Nacht klang.

„Davon habt Ihr mir noch gar nichts gesagt, Mann!"

„Ich dachte, ich hätte es Ihnen gesagt, Don Juan Manuel. Befehlen Sie, daß ich resümire?"

„Nein. Ihr seht Gespenster, Aldao," fuhr er nach einer Minute fort.

„Gespenster wären nicht zu fürchten, Seinor. Zu fürchten sind nur die Menschen."

„Nicht alle."

Aldao zuckte die Achseln.

„Nicht alle," wiederholte Rosas finster. „Und von den meisten Andern ist nur ihre Thorheit zu fürchten. Schlecht sind die Menschen nicht; nur dumm und meistens schlecht erzogen. So viel wollten sie nicht sagen, wie sie wirklich sagten; oder sie wollten mehr sagen, als sie wirklich sagten. In dem ersten Falle ist das Uebermaß, in dem zweiten Falle das nicht erreichte Maß die Ursache ihres Unglücks. Ob Unglück oder nicht, muß uns gleich sein; das Wohl des Staates verlangt, daß sie, wie in dem zweiten Fall, das Maß nicht erreichen. Dazu dient der Schrecken."

„Befehlen Sie über mich."

„Ihr habt mir heute morgen mitgetheilt, daß Ihr den Verräther aufgegriffen habt, welcher den Entrerianos geschrieben hat, daß wir Truppen von Santa Fé nach Entre Rios marschiren lassen."

„Was soll mit ihm geschehen?"

„Schafft ihn morgen um elf Uhr Nachts in meine Wohnung."

Aldao schaute fragend zu ihm auf.

„Ihr habt ein schlechtes Gedächtniß, Aldao. Habe ich Euch nicht gesagt, daß es nützlicher ist, die Verräther an

dem zu strafen, womit sie gesündigt haben, und sie dann herumlaufen zu lassen, den Uebrigen zur Warnung? Dieser hat uns belauscht. Womit hat er also gesündigt, Aldao?"

„Mit den Ohren."

„Also um elf Uhr in der Nacht."

„Sennor, morgen findet ein Ball in Ihrem Hause statt."

„Darum schafft ihn um elf Uhr in mein Haus. Pünktlich, Aldao." — —

Die Residenz des Diktators wurde von einem ganzen Block gebildet, welches ein Dutzend Häuser zählen mochte. Alle waren miteinander durch Thüren oder Gänge verbunden; ebenso das Innere des Blocks, welches aus einem Gewirr kleiner und großer Höfe bestand. So vermochte Rosas nach vier Straßen hin in das Freie zu gelangen. Man erzählte sich, daß der mißtrauische Mann ein Dutzend Schlafzimmer besäße, und jede Nacht ein anderes benutzte, um den Meuchelmördern zu entgehen. Eigene Räume befanden sich im Hause für seine Getreuen von der Mazorka, von denen eine gewisse Anzahl stets bei ihm Wache hielt.

Als er durch einen der unbedeckten Höfe schritt, blieb er plötzlich stehen und lauschte nach oben.

„Geht schlafen, Freunde," sagte er zu den Mazorqueros, die ihn begleiteten.

Als er allein war, lauschte er noch einmal, begab sich dann hinein, durchschritt einige Gemächer, trat auf eine

Art Flur und bestieg eine Treppe, die nach oben führte. Die Treppe lief durch die Stockwerke hindurch und endigte in einer kleinen viereckigen Hütte, welche eine Thür besaß.

Rosas stieß die Thür auf und befand sich auf der flachen Azotea des Hauses.

Vom Mond stand nur noch eine dünne Sichel am Himmel; das Licht war schwach. Der Himmel dagegen wolkenlos und alle Sterne waren sichtbar.

Es war die Seite des Blocks, welche nach dem La Plata ging. Obgleich der Block im Süden der Stadt lag, so lag er doch auch hoch; man konnte von hier bei Nacht einen großen Theil der Stadt und bei Tage bis an den La Plata schauen.

Rosas war orientirt; er schaute nach links. Er bewegte sich nicht, lehnte sich vorsichtig an den hölzernen Aufbau und lauschte.

Drüben, am Rande der Azotea, spielte Jemand die Violine.

Es war die Musik, welche der Diktator liebte.

Ein wildes Höherstürmen auf unbetretenen Pfaden zwischen Feuer und zwischen Eis, zwischen Sonne und Finsterniß, alle Leidenschaften zu einer einzigen zusammengefaßt, rothe riesengroße Gestalten auf schwarzem Grunde, und diese Gestalten bald inmitten der wildesten Schlacht, bald niedersinkend zur tiefsten Ruhe und in den großen, verzweifelten Augen alle Wünsche zusammenfassend in eine

einzige, unbefriedigte Sehnsucht. Und nach so viel Schlacht, nach so viel Sturm, nach so viel Leidenschaft, aus weiter Ferne, vielleicht von oben, vielleicht aus den Wolken, eine Stimme. Vielleicht die Stimme eines Engels. Und unter dieser Stimme der Ausdruck in den Augen jener Gestalten sich verändernd, weniger verzweifelt werdend. Und endlich Augen und Gestalten sich auflösend und vergehend, und niedersinkend der schwarze Hintergrund, und übrig bleibend nur der strahlende blaue Himmel, und das schlafende tiefe Meer, und die Stimme des Engels.

Die Musik hörte auf.

Rosas öffnete die Augen und ging mit lautlosen Schritten nach der Richtung, in welcher die Musik hörbar geworden war.

An der Brüstung der Azotea stand Manuela. In der einen Hand hielt sie die Violine, in der andern den Bogen; sie hatte Beides sinken lassen und schaute hinaus in die Nacht.

Rosas nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte ihr Haar.

Sie drehte sich langsam um.

„Hast Du mich erwartet?“ fragte Rosas leise. „Wie kommt es, daß Du nicht erschrakst, als ich Dich küßte?“

„Ich sah die Nacht voller Gestalten, und ich wunderte mich nicht, als eine derselben mich berührte.“

„Wie kommt es, daß gerade Du diese Musik liebst und verstehst?"

„Ich bin Deine Tochter, Papa. Aber trotzdem ist diese Musik das einzige Mittel, durch welches ich Dir nachempfinden kann."

„Und es ist gut, daß sie das einzige Mittel ist," sagte der Diktator sehr leise. „Willst Du das Adagio wiederholen?"

Sie nickte.

Rosas zog sich nach der gegenüberliegenden Seite der Azotea zurück, kreuzte die Arme über der Brust und lauschte.

Als sie ihr Spiel geendet, näherte er sich wieder.

„Es ist gut, daß diese Musik das einzige Mittel ist, durch welches Du mir nachempfinden kannst," wiederholte er. „Und wenn sie verklingt, nicht wahr, dann trägt wieder Alles ein anderes Gesicht. Ich kann es mir denken, welches Gesicht es ist."

Sie schlug die Augen zu ihm auf.

„Die Menschen sind gut und die Welt ist schön, Papa," sagte sie ernst.

Rosas lächelte.

„Ich konnte es mir denken."

Er legte den Arm um ihre Schulter und sah ihr prüfend in die Augen.

„Ich konnte es mir denken. Aber wo ist die Welt am schönsten, Manolita?"

„In Deinem Arm, Papa," sagte sie innig.

„Ist das wahr, Manolita? Giebt es nicht Arme, in denen die Welt noch viel schöner ist?"

Sie sah ihn erstaunt an; dann lachte sie leise.

„Bisher habe ich diese Welt noch nicht entdecken können, Papa."

„Obgleich Du Deine Entdeckungsreise bis England ausgedehnt hast?"

„Manchmal sind Entdeckungsreisen erfolglos, Papa; besonders dann, wenn dem Seefahrer gar nichts daran gelegen war, etwas zu entdecken."

„Das wundert mich. Denn in Deinen Jahren — aber es ist zu spät, Manolita. Geh' schlafen; wenn Du jene schöne Welt noch nicht kennst, so erscheint sie Dir vielleicht im Traum. Gute Nacht."

V.

Am andern Abend wandelte Manolita am Arm ihres Vaters durch die Säle und prüfte die Vorbereitungen zum Ball.

Alles war roth, wenn auch in den verschiedenen Nuancen. Die Geräthe waren mit rothem Sammet und eben solcher Seide überzogen, roth waren die Teppiche, wenigstens rosig die Tapeten. Dunkelroth war Manuelas Kleid, hellroth die mit Gold verschnürte und gestickte Uniform des Diktators; roth waren sogar die Livreen der Lakaien.

Es waren viele Säle und viele Kabinette, in welchen das Fest vor sich gehen sollte. Denn es mußten viele Menschen untergebracht werden, Freunde und Feinde; nicht allein diejenigen, welche in Buenos Aires ansässig waren, sondern auch diejenigen, welche aus den Provinzen, aus La Rioja, aus dem Gran Chaco, sich für wenige Tage in der Hauptstadt des La Plata aufhielten. Die Feinde sollten nicht abseits konspiriren, während man im Hause des Diktators fröhlich war; aber sie sollten nicht allein hier anwesend sein, um beobachtet, oder diesem oder jenem Freunde

genauer bezeichnet zu werden; es sollten auch alle Ränke, alle Verstellung, all' der altspanische gesellschaftliche Schliff aufgeboten werden, um den Argwohn zu ersticken, die Opfer einzuschläfern und sie durch Güte gefälliger zu machen, bevor man die Gewalt anwendete.

Rosas blieb stehen und schaute nachdenklich durch die lange Flucht der Säle, welche sich über eine ganze Seite des von dem Häuserviertel gebildeten Quadrats hinzog.

„Manolita, Du hast vor wenigen Tagen einen schwierigen diplomatischen Dienst mit so großem Geschick ausgerichtet, daß ich Lust habe, Dich zu einem zweiten Dienst zu gebrauchen."

Sie sah verwundert zu ihm auf.

„Du hast die Urquizas ohne große Mühe bewogen, in mein Haus zu kommen."

„Nur Rosario; Don Justo hat sich gar nicht dagegen gesträubt. Papa, es scheint, als wenn Du es auf weiter nichts abgesehen hast, als mir zu schmeicheln. Wenn Du einen Kuß von mir haben willst, dann sag' es; vielleicht geb' ich ihn Dir auch ohne vorangegangene Schmeichelei."

Rosas lachte, schlug ihr leicht über das Gesicht und küßte sie auf die Stirn.

„Ich wollte Dich durch diese Vorrede nur geneigt machen für einen zweiten Dienst."

„Was ist das für ein Dienst."

„Manolita, ich habe einen Freund, der mich heute

ebenfalls besuchen wird. Ich möchte nicht, daß er mit schlechten Menschen in Berührung kommt, auch nicht mit solchen, die sich als Freunde an ihn drängen, mit der Absicht, das zu sein oder nicht zu sein; es ist ein Freund, den ich für mich allein haben möchte, Manolita. Der kommt also heute zu uns, und damit er nicht in schlechte Gesellschaft geräth, möchte ich Dich bitten, Dich etwas mit ihm abzugeben. Willst Du, Manolita?"

„Ist es ein Caballero oder eine Sennora?"

„Ein Caballero."

„Jung oder alt?"

„Jung."

„Kenne ich ihn?"

„Ich weiß nicht."

„Warum lächelst Du so eigenthümlich, Papa? Warum sagst Du mir nicht, wer er ist?"

„Du kannst ihn Deinen Freundinnen vorstellen, Manolita; dagegen ist mir nicht viel daran gelegen, daß er mit Caballeros in Berührung kommt. Sieh, Manolita, ich könnte ja einen von meinen Freunden, einen, von dem ich weiß, daß er mir treu ist, damit beauftragen, ihn hier zu begleiten. Aber diese Freunde meinen es manchmal zu gut, manche sind auch eifersüchtig auf meine Gunst, manche auch voreingenommen: ich aber will, daß jenem Freunde nichts Anstoß errege, daß es ihm gut gehe und er bei uns bleibe. Wenn er erst die Guten von den Schlechten unter-

scheiden gelernt hat, können wir ihn ja auch mit Caballeros in Berührung bringen. Aber heute noch nicht, Manolita. Ich weiß hier Keinen, der eine Mission bei dem jungen Herrn, die so viel Takt und Geschick erfordert, übernehmen könnte; und wenn mir nicht plötzlich meine Manolita eingefallen wäre —"

„Sei still, Papa. Meinen Freundinnen darf ich ihn also vorstellen? Und wir sollen weiter nichts thun, als uns mit ihm abgeben? Wenn sich nun aber eines von den Mädchen in ihn verliebt, oder er sich in sie?"

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich will, daß er bei uns bleiben soll?"

„Er ist also nicht aus Buenos Aires, Papa? Wenn ich mich nun aber selber in ihn verliebe, oder er sich in mich?"

Rosas legte die Hand unter ihr Kinn und hob ihren Kopf etwas in die Höhe.

„Wen und wo meine Manolita wählt, ist mir gleichgiltig," sagte er weich. „Sie selber muß sich ihr Glück schaffen; ihr armer Papa kann ihr Glück nur unterstützen. Habe ich so böse ausgesehen, als ich gestern Abend mein Töchterchen über ihre Entdeckungsreisen nach England ausfragte?"

„Nein, Du hast im Gegentheil ausgesehen wie mein lieber guter Papa. Und darum werde ich mich auch herbeilassen, diese sehr schwierige Mission, von deren Aus-

gang wir das Beste hoffen wollen, zu übernehmen. Ich kann sie aber nur unter einer Bedingung übernehmen, Papa."

Rosas lachte.

„Das hätte ich mir denken können. Und welches ist diese Bedingung, Manolita?"

„Papa, Du hast mir schon vor vierzehn Tagen versprochen, Dich nach dem Schiff Möwe zu erkundigen und mir zu sagen, was Du erfahren hast."

„Ich habe bisher weiter nichts erfahren, als daß der Kapitän in Buenos Aires wohnt und einige Monate hier zu bleiben denkt. Wahrscheinlich gefallen ihm Deine Freundinnen; denn während der Stunde der Promenade treibt er sich stets auf der Straße von Palermo herum; und Manche behaupten, ihn auch Nachts in den Straßen gesehen zu haben."

„Papa, wenn Du bei guter Laune bist, sprichst Du unglaublich viele Unwahrheiten. Auf der Promenade von Palermo befinde ich mich jeden Nachmittag; aber ich habe ihn noch nicht ein einziges Mal gesehen. Und ebenso wenig wird er wohl in der Nacht auf den Straßen zu sehen gewesen sein."

„Ich sehe, daß Du den Kapitän persönlich kennst. Bisher glaubte ich, Du interessirtest Dich nur für sein Schiff," sagte Rosas trocken und mit einem besonderen Blick auf seine Tochter.

Aber Manolita war weit davon entfernt, aus der Fassung zu gerathen.

„Ich interessire mich für Beide, Papa. Welche Beweise hast Du dafür in Händen, daß ihm meine Freundinnen gefallen?"

Rosas lachte wieder.

„Das ist mein Geheimniß, Manolita. Aber ich höre, daß die Kutschen aufzufahren beginnen. Du versprichst mir also, Dich meines Freundes anzunehmen?"

„Ich werde mich seiner annehmen, wenn Du mir versprichst, mir innerhalb vierundzwanzig Stunden Nachrichten über das deutsche Schiff zu bringen."

„Ueber seinen Kapitän nicht?"

„Ich weiß nicht, warum Du jetzt wieder lächelst. Also in vierundzwanzig Stunden, Papa!"

„Vielleicht noch früher, Manolita. Komm, wir wollen unsere Gäste empfangen."

Die Säle begannen sich mit Besuchern zu füllen.

Es war ein buntes Durcheinander von grellen Farben und allzu hellem Glanz, welches den Zusammenhang mit dem europäischen Salon nur durch den hier und dort auftauchenden schwarzen Frack bewahrte. Noch heute sind die Farben und der Schnitt der Uniformen südamerikanischer Generale und Offiziere der in dieser Beziehung so reichen Phantasie jedes Einzelnen überlassen. Denn das Reglement, welches ja freilich auch in diesen

Staaten existirt, wird von den Kriegsministern aus politischen Gründen doch stets und gern verleugnet; Jeder darf seinen eigenen Geschmack in beliebigem Umfange walten lassen.

Noch mehr verleugnet wurde das Reglement in jenen Zeiten und vor Allem in Buenos Aires, wo es dem Diktator mehr auf die thatsächliche Macht, als auf Nebensachen ankam; mochten doch diese Nebensachen, diese Tribute der menschlichen Eitelkeit, jedem Argentiner als Illusion einer Freiheit erscheinen, welche in der That nicht vorhanden war. Wenn diese Illusion vorhanden war und genährt wurde, um so besser für ihn, den Diktator.

Die Generale, Minister und Volksvertreter welche heute hier beisammen waren, waren meistens Kreaturen Don Juan Manuels. Rothe, grüne Uniformen; darüber viel Goldstickerei, mächtige Epauletten, dicke Achselschnüre, betreßte Federhüte; endlich die Toiletten schöner Frauen, welche in der Wahl der Farben gewiß geschmackvoller gewesen waren, als die Kavaliere: das Alles schimmerte kaleidoskopisch auf dem rothen Hintergrund der Säle und der Geräthe.

Hier und dort sah man aber auch einen Gaucho, welcher, wie er aus der Pampa kam und vom Pferde gestiegen war, sich bei dem Diktator zu Gast geladen hatte.

Der Poncho war nicht abgelegt worden und verhüllte die vielleicht sehr nachlässige, vielleicht nicht sehr reinliche

Kleidung des Oberkörpers. Einige hatten die unteren Zipfel des Ponchos zwischen den Knieen zusammengeknüpft, bei Anderen fiel er herab, wie es ihm beliebte. Einige trugen Sandalen, deren Riemen den Fuß beinahe bis zum Knie herauf umschnürten; bei Anderen schlossen sich an die engen ledernen Beinkleider vom Knie abwärts andere weitere Beinkleider von weißer Leinwand, deren unterer Rand mit Zacken versehen war.

Es waren Exemplare eines großen schönen Menschenschlags; die braunen Gesichter waren regelmäßig, aber wild, die Augen ausdrucksvoll, aber unruhig.

Sie standen in den Winkeln, in den Fensternischen herum. Wenn hier und da Einer in die Mitte des Saales verschlagen war, ließ er den Strom gleichgiltig an sich vorüberziehen und schaute auf das Gewimmel herab, als wenn es ein nothwendiges Uebel sei, dem gegenüber er nicht aufhörte, eine Hauptsache zu bleiben. Wenn es Einem von ihnen einfiel, gerade jetzt die Zeitung lesen zu wollen, so hielt er es, um es bequemer zu haben, auch für keine Sünde, unbekümmert um den glänzenden Salon, den breitkrempigen Strohhut auf den Kopf zu setzen. Sie wußten recht gut, was sie bedeuteten. Sie waren die ungebändigte, naturwüchsige Kraft, welche sich den Doktrinen der Doktoren von Buenos Aires nicht fügen wollte. Sie verachteten diese Doktoren gründlich und machten sich über sie lustig; wenn aber Einer von ihnen sich dazu be-

wegen ließ, an der Unterhaltung theilzunehmen, dann geschah es mit solch liebenswürdiger Verbindlichkeit, mit einem solchen Aufwand von gewählten Formen und mit so großer Sicherheit, daß die Doktoren, abgesehen von den akademischen Kenntnissen, welche sie aber jetzt nicht anwenden konnten, diesen halbwilden Menschen kaum gewachsen waren.

Es mochte zehn Uhr geworden sein, die Säle waren vollständig gefüllt, als der Gouverneur von Entre Rios mit seiner Tochter erschien.

Auch Urquiza war in Roth und Gold gekleidet. Aber er trug keinen Federhut; er, das gegenwärtige Haupt der Gauchos, bei welchen er den Einfluß des Diktators durch den seinen ersetzt hatte, führte schon heute den hohen, grauen Filzhut mit sich, den er später nach der Schlacht bei Monte Caseros beim Einzug in Buenos Aires angelegt hatte und der deshalb von historischer Berühmtheit werden sollte.

Urquiza trug gleich all den anderen anwesenden Generalen den mit Gold beschlagenen Rohrstock: das Kommandozeichen, welches diese Republiken von den Spaniern herübergenommen hatten.

Wer es jetzt mit ansah, wie Rosas und Urquiza einander begrüßten, mit welcher Herzlichkeit sie sich die Hände schüttelten, mit welchem Wohlwollen sie sich auf die Schulter klopften, welche Phrasen der gegenseitigen

ausgezeichneten Hochachtung sie austauschten, der hätte nimmer glauben mögen, daß diese zwei Todfeinde seien, welche am Abend nicht ruhig einschliefen, bevor sie nicht darüber nachgedacht hätten, in welcher Weise sie sich am wirksamsten das Leben nehmen könnten.

Rosario und Manuela küßten sich und verschwanden dann in der Menge.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, Rosarito. Hast Du Dich entschlossen, wirst Du heute tanzen?"

„Nein, Manolita, ich habe Dir schon vor vierzehn Tagen gesagt, daß ich nur unter der Bedingung kommen würde, nicht tanzen zu brauchen."

„Da ich Dich während dieser vierzehn Tage nicht gesehen habe, schien es mir nicht unmöglich, daß Du unterdessen Deinen Entschluß geändert haben könntest. Ich habe in diesen vierzehn Tagen ungeheuer viele Besuche machen müssen, um alte Bekannte zu begrüßen. Dir ist es wahrscheinlich ebenso gegangen."

„Nein. Ich bin meistens zu Hause gewesen."

„Und hast ausländische Lieder gesungen, nicht wahr? Hast Du etwas von ihm gehört?"

„Nein," sagte Rosario leise.

„Ich auch nicht. Aber nach vierundzwanzig Stunden werde ich wahrscheinlich etwas von ihm hören. Soll ich Dir dann sagen, was ich gehört haben werde?"

„Manuela, ich bat Dich schon vor vierzehn Tagen, Dich nicht zu bemühen."

„Vierzehn Tage sind eine lange Zeit. So lang, daß Du, wenn Du mit den Lippen auch eben Nein gesagt hast, mit den Augen doch schon wieder Ja zu sagen anfängst. Was mich selber anbetrifft, so hätte ich keine langen vierzehn Tage gebraucht, um mit den Augen wieder Ja zu sagen. Du willst also nicht tanzen?"

„Nein."

„Rosarito, ich bemerke Dir, daß ich nicht den ganzen Abend an Deiner Seite sein kann."

„Ich verlange das ja auch nicht, Manolita."

„Ich habe große Lust, bei Dir zu bleiben, aber es geht nicht. Papa hat mich gebeten, eine wichtige Mission zu übernehmen. Er that dabei sehr geheimnißvoll. Ich soll einen von seinen Gästen den ganzen Abend begleiten; was es für ein Gast ist, weiß ich selber noch nicht. Wer weiß, wenn er meiner werth ist, verliebe ich mich vielleicht heute Abend."

„Ich wünsche Dir Glück, Manolita," sagte Rosario lächelnd. „Es kommt darauf an, was Dein Papa dazu sagen wird."

„Als ich meinen Papa auf diese Eventualität aufmerksam machte, lächelte er in einer Weise, welche für jeden Anderen, ausgenommen für seine Tochter, räthselhaft sein mußte. Ich löste das Räthsel, indem ich schloß, daß Papa

entweder wünschte oder gar nicht befürchtete, daß ich mich in den Fremden verliebte. Daraus folgt, daß der Fremde sehr hübsch oder sehr häßlich ist. Wenn er häßlich ist, werde ich ihn zu Dir bringen."

Rosario lachte.

„Du meinst es gut mit mir, Manolita."

„Papa hat nämlich durchblicken lassen, daß ihm etwas daran gelegen ist, daß der Fremde bei uns bleibt. Ich soll ihn zu diesem Behufe mit vielen Mädchen bekannt machen."

„Du meinst es gut mit mir. Wenn Du ihn nicht willst, schicke ihn zu den Anderen, aber nicht zu mir."

„Vielleicht gefällt er Dir. Wenn er Dir nicht gefällt, kannst Du ihn ja weiter schicken; es kann ja sein, daß eine Andere ihn für brauchbare Waare hält."

„Aber Manolita, wenn ich Dich vorhin recht verstanden zu haben glaube, ist es der Wunsch Deines Papas, daß Du Dich dem Fremden während des ganzen Abends widmest."

„Papa kann nicht verlangen, daß ich meine Kindespflichten übertreibe. Außerdem hängt das ganz von der Persönlichkeit des Fremden ab; wenn er mir gefällt, wird sich überhaupt keine Andere um ihn zu bemühen brauchen. Wir wollen das Alles der Vorsehung anheim stellen, Rosario. Es thut mir nur so sehr leid, daß ich

Dich jetzt allein lassen muß; dort sind eben wieder viele Menschen eingetreten, die ich begrüßen muß —"

„Geh, Manolita, ich werde schon einen Platz finden, von welchem aus ich —"

„Ich will nicht, daß Du Dich langweilst. Geh zu den Anderen und sprich die üblichen Worte, vielleicht zerstreut Dich das."

Rosario seufzte. Die Eine wollte hierhin, die Andere dorthin gehen, als Manuela sich plötzlich umdrehte.

„Warte, Rosarito, ich habe eine Arbeit für Dich, welche Dich vielleicht zerstreuen wird. Erinnerst Du Dich, daß ich Dir vor vierzehn Tagen sagte, daß ich ein Bildchen angefertigt habe, welches das deutsche Schiff in dem Augenblick darstellt, in dem es auf uns zugesegelt kam?"

Rosario antwortete nicht, schaute aber mit großem Interesse die Freundin an.

Manuela lachte.

„Mit Deinen Augen sagst Du jetzt ein riesengroßes Ja, ohne daß Du über etwas gefragt worden bist. Gut, ich werde Dir das Bildchen zeigen; und Deine Arbeit wird darin bestehen, daß Du jetzt mit weißer Oelfarbe sehr hübsch und zierlich die deutschen Verse unten auf das blaue Wasser pinselst. Willst Du?"

Rosario nickte.

„Wo ist das Bild, Manolita?"

„Siehst Du, jetzt langweilst Du Dich nicht mehr. Die spanischen Verse kann ich selber auswendig, bilde Dir nicht ein, daß ich sie nicht behalten habe! Ich bin ein begabtes Mädchen. Ich will aber die deutschen Verse auf dem Bildchen haben, damit die ganze Sache einen ausländischen Anstrich hat. Die Anderen hier können warten, ich werde sie nachher begrüßen. Komm mit, Rosario."

Sie ergriff den Arm Rosarios und zog sie durch die Flucht der Säle, bis sie in einem am Ende derselben gelegenen großen Gemach anlangte, welches weniger hell beleuchtet als die übrigen und beinahe leer war. Im Grunde des Gemaches öffneten sich zwei Thüren, von welchen die eine in die Wohnzimmer, die andere in ein Kabinet führte, welches nach der Straße gelegen war. Die Thür zu den Wohnzimmern war geschlossen; das Kabinet besaß überhaupt keine verschließbare Thür; die Eingänge waren hier wie dort durch schwere dunkelrothe Sammetportieren verhüllt, die mit goldenen Quasten und Fransen versehen waren.

Manuela führte die Freundin in dieses Kabinet, welches mit einigen Fauteuils, hohen Spiegeln, Blattpflanzen, Prachtausgaben von Büchern und dergleichen geschmückt war. Der Teppich war karmoisinroth, die Möbel dunkelroth, die Tapeten rosenroth. Das Parfüm

war hier etwas dichter, als in den anderen Sälen; von dem Hauptsaal her tönte gedämpft die Musik.

Bevor sie eintraten, beauftragte Manuela einen Lakaien, das Bild aus ihrem Zimmer zu holen.

„So, hier kannst Du schreiben, Rosarito. Und wenn Du damit fertig bist, kannst Du die Albums beschauen. Und wenn Dir das nicht mehr gefällt, kannst Du Dich vor einem Spiegel aufstellen und Dich selber beschauen. Ich glaube, daß das eine angenehme Beschäftigung für Dich sein wird; denn wenn ich selber so schön wäre, wie Du, würde ich den ganzen Tag vor dem Spiegel stehen. Ich werde manchmal fragen kommen, wie es Dir geht. Wenn Jemand so dreist sein sollte, hier einzutreten, dann wirf ihm einen finsteren Blick zu, dann wird er schon wieder hinausgehen. Ich werde Dir auch Konfekt und Limonade schicken, damit Du nicht verhungerst und verdurstest. Und hier bringen sie mein Bild."

Der Lakai trat ein und stellte auf Manuelas Wink das Bild auf den einzigen kleinen Tisch des Kabinets, welcher sich in der Mitte des Zimmers befand. Es war ein runder Tisch aus geschnitztem, dunklem Holz.

„Manolita!"

„Was giebt es, Kind?"

„Manolita, wirklich, hast Du das gemalt?"

„Hab' ich Dir nicht eben gesagt, daß ich ein begabtes Mädchen bin?"

Rosario hatte aus der rechten Hand eine Röhre gebildet und betrachtete durch diese Röhre das kleine Gemälde Manolitas.

Es war eine Platte aus Ahornholz, welche einige Fuß breit und hoch war. Manolita verstand vom Seewesen nichts; trotzdem hatte sie die Größenverhältnisse der Segel richtig festzustellen vermocht; auch die Anzahl der Segel war richtig. Das Schiff kam, nur seinen scharfen schwarzen Bug zeigend, aus dem Hintergrunde herangesegelt, holte etwas über und warf kräftig den Schaum über die dunkelblauen Wellen, welche hintereinander aus dem Rahmen zu rollen schienen.

Rosario hielt noch immer die Hand an die Augen.

„Manolita, wie Du es gemalt hast, so hat es mir ja selber die ganze Zeit über vor Augen gestanden," flüsterte sie.

„Ich muß Dir zum dritten Mal sagen, daß ich ein begabtes Mädchen bin. Mir fehlt nur Deine Schönheit, um vollkommen zu sein. Damit Du es aber bei dem Schreiben recht bequem hast, werden wir dieses Kabinet etwas anders arrangiren müssen. José, komm her!"

Manuela und der Lakai schoben den Tisch unter den kleinen Kronleuchter des Kabinets. Der Fauteuil, welcher neben den Portieren des Fensters stand, brauchte nur eine Wendung nach dem Tisch hin zu machen, um dicht vor demselben zu stehen; da das Kabinet jedoch so klein war, fuhr seine Rücklehne fort, die Fensterportiere zu berühren.

„So! Und hier ist die Palette, und hier die weiße Farbe, und hier ein sehr feiner Pinsel, der noch niemals gebraucht ist. Jetzt schreibe, Rosarito. — José!"

„Sennorita?"

„Die Sennorita Rosario hat Wichtiges zu thun und will allein bleiben. Du wirst Dich also in ihrer Nähe aufhalten. Wenn hier Jemand eintreten will und sie ruft Dich, dann wirfst Du ihn ohne Erbarmen hinaus. Hast Du gehört? Und Du, Rosario, mach Deine Sache gut; vorher aber gieb mir einen Kuß."

Sie küßten sich und Manolita eilte an die Ausgangsportieren. Dort kehrte sie um, warf einen prüfenden Blick über die Gruppe und kam dann zurückgesprungen.

Sie schleppte aus den Winkeln des Zimmers einige hohe gußeiserne Blumenständer mit blühenden Nelken und Rosen herbei und stellte sie neben Rosarios Fauteuil auf.

„Damit Du nicht immer die dumme Oelfarbe zu riechen brauchst!"

Zum zweiten Mal begab sie sich an die Portieren und wieder kam sie zurückgesprungen. Dieses Mal galt es einem niedrigen Tabouret, welches sie in der Nähe von Rosarios Füßen aufstellte.

„Für den Fall, daß Du von dem vielen Schreiben müde wirst und die Füße ausstrecken willst!"

Rosario hielt sie fest.

„Manolita, Du bist ein Engel, gieb mir noch einen Kuß.“

Manolita that es, richtete sich auf und schaute prüfend auf Rosarios Lippen.

„Ich mache die Beobachtung, daß Deine Lippen sehr kühl sind. Der einzige Dienst, welchen Dir zu erweisen mir noch übrig bleibt, besteht also darin, daß ich darüber nachdenke, wo ich die Medizin finde, durch welche Deine kalten, spröden Lippen wieder warm werden könnten!“

Sie lachte laut auf und verschwand.

Als sie in den Hauptsaal zurückgekehrt war, blieb sie plötzlich stehen, richtete sich auf den Fußspitzen auf, ließ sich wieder sinken und machte ein Gesicht, als ob sie nicht recht gesehen hätte.

Sie wurde von allen Seiten angesprochen; aber sie schien nichts zu hören, sondern richtete sich abermals auf den Fußspitzen auf.

Dann theilte sie rechts und links einige blitzschnelle Küsse aus, beantwortete die Redensarten der Caballeros mit ebenso vielen Handbewegungen, und drängte sich durch die Menge, bis sie vor ihrem Vater stand.

Der war eben eingetreten; den Arm hatte er vertraulich in den Arm Wahlbergs gelegt.

VI.

Wahlberg war von zwei jungen Leuten, welche er schon früher unter den Mazorqueros gesehen zu haben glaubte, abgeholt worden und hatte ungefähr um elf Uhr das Haus des Diktators betreten.

Innerhalb des Portals führte ein langer matterleuchteter Korridor nach links, während rechts, nach den geöffneten hellerleuchteten Thüren und dem herüberschallenden Geräusch zu urtheilen, sich die Gesellschaftsräume befinden mochten.

Auch in dem Portal, den Thüreingängen rechts und in dem Korridor links wimmelte es von rothen Lakaien, unter denen freilich, besonders an der Seite des Korridors und in demselben, sich auch solche befanden, welche ernst und beobachtend und im Uebrigen unbetheiligt, sich nicht von der Stelle bewegten. Waren es in der That Lakaien?

Die Mazorqueros hatten eine kurze, leise Unterredung mit einem dieser ernsten Lakaien und betraten dann mit Wahlberg den Korridor. Man ließ ihn vorangehen, ließ ihn auch als Ersten das kleine leere Zimmer betreten,

welches sich am Ende des Korridors anschloß. Das Zimmer war hell erleuchtet.

Im Grunde desselben befand sich abermals eine Thür, welche verschlossen war.

Die Mazorqueros machten einige Schritte; Wahlberg schien wieder vorangehen zu sollen.

Alle Drei blieben plötzlich stehen. Gleichzeitig legten die beiden Mazorqueros die Hände auf Wahlbergs Arm; das geschah mehr unwillkürlich, als absichtlich. Ihre und Wahlbergs Augen schauten gespannt auf die geschlossene Thür.

Aus dem anstoßenden Gemach ließ sich ein eigenthümliches Geräusch hören. Zuerst war es ein Stampfen; starke Männer schienen mit einander zu ringen; das Stampfen war ungleich, aber so wuchtig, daß der Boden des Zimmers, in welchem die drei Lauscher sich befanden, manchmal zitterte. Plötzlich brach es ab mit einem dumpfen Schlag, Stoß oder Fall, als wenn ein schwerer Körper eben auf den Boden geworfen worden wäre. Das Stampfen, der Fall wurden begleitet von einem Gewirr verhaltener Stimmen, aus welchen sich eine Art Keuchen und Röcheln abhob.

Wahlberg wußte nicht, was hinter der Thür vor sich ging. Aber er erbleichte, warf einen schnellen Blick auf seine beiden Begleiter und einen anderen auf das Zimmer, in welchem er sich befand. Geräthe waren kaum vorhanden; dagegen standen an den Wänden entlang und in den

Winkeln sogar in gehäuften Massen kurze Karabiner. Auf den Pistonstiften blinkten die Zündhütchen: die Karabiner waren geladen. Dieses hier mochte eine Wachstube sein.

Die Mazorqueros schauten Wahlberg an, tauschten einen Blick mit einander aus und zuckten dann gleichzeitig die Achseln.

„Es ist Befehl, den Caballero zu Don Juan Manuel zu führen," murmelte der Eine.

„Daß es Befehl ist, wollte auch ich eben bemerken," sagte der Andere.

„Also vorwärts."

Derjenige, welcher zuletzt gesprochen hatte, verbeugte sich vor Wahlberg und machte dann eine einladende Handbewegung nach der geschlossenen Thür hin.

Als er den Arm hob, konnte Wahlberg bemerken, daß der Mazorquero den Frack trug; an seiner Hand funkelte ein Brillantring.

Der Kapitän schritt entschlossen auf die Thür zu und stieß sie auf.

Aber auch jetzt vermochte er keinen Einblick in das zu erhalten, was in diesem Zimmer geschah. Daß es etwas Schreckliches war, vermochte er eher zu ahnen, als daß er es vollbringen sah.

Es wurde ihm nur ein einziger sekundenlanger Blick in das Zimmer vergönnt.

Zuerst sah er den rothen Rock des Diktators; Rosas

stand dicht vor ihm, hatte ihm aber den Rücken zugedreht und verdeckte mit seinen breiten Schultern das Innere des Gemachs.

Was Wahlberg weiter sah, war zu flüchtig, die Lücken der Gestalten, zwischen welche hindurch er es sah, waren zu eng, als daß er das Gesehene als notorisch hätte beschwören können. Zappelte dort am Boden wirklich ein Mensch, ging das thierische Röcheln, welches sich dann und wann hören ließ, von diesem Menschen aus? Und der Andere, welcher in dem Kreise zum Vorschein kam, war der wirklich so klein gewachsen, oder kniete er an der Seite oder gar auf der Brust Desjenigen, der am Boden lag? Und das Blitzende, das Weiße, das Rothe, welches dort eben durch die Luft fuhr, war das ein Messer gewesen und eine blutige Menschenhand?

Wahlberg hatte keine Zeit, das zu entscheiden. Denn er hatte kaum die Thür aufgestoßen, als sich Rosas umkehrte.

Das Gesicht des Diktators war bleich und etwas verzerrt, das Leuchten in seinen weitgeöffneten Augen so wild, der Hohn in ihnen so unverschleiert und so gräßlich, daß Wahlbergs Herz plötzlich langsamer schlug. War der Ausdruck in diesen Augen der Grund der Seele dieses Mannes?

Rosas stieß ihn heftig vor die Brust.

„Zurück! Hier kann ich Sie nicht gebrauchen. Wer hat ihn hergeführt?"

Wahlberg wurde bis in die Mitte des rückwärts liegenden Zimmers zurückgeschleudert; die Thür des andern Gemaches wurde heftig zugeschlagen.

Wahlberg hatte sich von seiner Ueberraschung noch nicht erholt, als der Diktator eintrat. Der wilde Ausdruck in seinem Antlitz und in seinen Augen war noch nicht ganz vergangen, doch überwand er denselben zusehends. Als er vor Wahlberg stand, waren Gesicht und Augen wieder sympathisch und jovial, seine Bewegungen verbindlich.

„Verzeihen Sie mir, Kapitän, daß ich Sie eben in dieser Weise behandelte. Sie sind ein Mann, dem man bessere Schauspiele darbieten möchte, als es dasjenige war, welches eben hinter jener Thür stattgefunden hat. Caballeros, es war meine Absicht, daß der Sennor drüben auf den Ball geführt würde; dort hätte ich ihn selber aufgesucht. Kommen Sie, Freund, ich werde Sie zu meiner Tochter bringen."

Als Wahlberg eine Minute später von Rosas der Sennorita Manuela vorgestellt wurde, beobachtete der Diktator seine Tochter scharf. Manuela war herangestürmt, als sie ihn und seine Begleitung sah; das Stürmische aber lag in ihrem Charakter. Ihr Gesicht strahlte, ihre Augen — ihr Mund frohlockten, als sie den Beiden gegenübertrat; aber das lag ebenfalls in ihrem Wesen, sie hätte es auch

in ernsteren Fällen nicht verleugnet, obgleich dieser Fall, eine Herzenssache nach des Diktators Dafürhalten, ernst genug war, trotzdem seine Beurtheilung nur auf der geringen Höhe der Wichtigkeit, die er Herzensangelegenheiten beilegte, stand. Aber so viel verstand er von Frauen und von Herzensangelegenheiten, um zu bemerken, daß, um seine Voraussetzungen im ganzen Umfange wahr zu machen, etwas fehlte. Warum schrak sie nicht zusammen, als der Deutsche ihr so unerwartet gegenübertrat? Warum erröthete sie nicht? Hatten die Beiden vielleicht Mittel und Wege gefunden, sich hinter seinem Rücken zu verständigen und hielten sie es nicht für der Mühe werth, in seiner Gegenwart Komödie zu spielen? Rosas lächelte: wenn dem so war, dann bewies es, daß Manolita ihren Papa sehr gut kannte. Aber wenn das Einverständniß vorhanden war, warum machte denn der Deutsche ein so erstauntes Gesicht?

„Manolita, hier hast Du den Sennor Wahlberg aus Deutschland, meinen lieben Freund — Kapitän, diese hier ist meine Manolita."

Manolita streckte lachend ihre Hand hin.

„Sie kenne ich schon lange, Sennor. An Sie habe ich während eines Monats beinahe alle Tage gedacht. Ich weiß auch, daß Sie schon vierzehn Tage in Buenos Aires sind; Papa hat mir Alles erzählt. Aber daß Papa Sie persönlich kannte, davon hat er mir nichts erzählt. Warum

haſt Du mir das nicht erzählt, Papa? Ich glaubte von vornherein, daß Sie mit uns in Berührung kommen würden; ich glaubte aber nicht, daß Sie ſo lange damit zögern würden. Warum haben Sie ſo lange gezögert? Ich bin alle Tage auf der Chauſſee nach Palermo ſpazieren gefahren, nur um Sie zu ſehen; Sie ſind aber niemals dageweſen —"

„Kind, Kind, wenn Du Deine Rede noch länger in dieſem Stil fortſetzeſt, wird der Kapitän glauben —"

„Ach was, Papa! Wenn man einem Kavalier mitten auf dem Ozean begegnet, dann iſt das eine ſo eigenthümliche Begegnung, daß man ſie nicht aus dem Gedächtniß verliert und ihren Gegenſtand gern wiederſehen möchte. Du kannſt das gar nicht beurtheilen, Papa, denn Du haſt niemals ſolche Begegnungen gehabt!"

„Aber Mädchen, wenn Du Dein Intereſſe an dieſer Begegnung in ſo weitſchweifiger Rede darlegſt, wird es weder dem Sennor, noch mir, Deinem Papa, glaubhaft erſcheinen, daß Du jahrelang in England zugebracht haſt und nach menſchlichen Berechnungen als eine Art Miß hätteſt zurückkommen müſſen. Daraus ſcheint nichts geworden zu ſein! Du haſt Dich nicht verändert; ſo wie Du fortgegangen biſt, ſo biſt Du zurückgekommen!"

„Und darauf bin ich ſtolz, Papa. Oder haſt Du im Ernſt gewünſcht, daß die Mädchen von Buenos Aires engliſche Miſſes werden ſollen?"

„Nein. Aber was soll der fremde Caballero sich für eine Ansicht über die Mädchen von Buenos Aires bilden, wenn sie ihrem Redetalent in derselben Weise die Zügel schießen lassen, wie Du es eben gethan hast?"

„Ich werde schon dafür sorgen, daß diese Ansicht gut ist."

Manuela wendete sich wieder Wahlberg zu.

Der war bisher nicht dazu gekommen, die Lippen zu öffnen; das ihm auferlegte Schweigen war ihm angenehm gewesen.

Er glaubte den Diktator eben bei einer That überrascht zu haben, welche den blutigen Ruf dieses Mannes zu rechtfertigen schien. Die Voraussetzung dieser That, das Dunkle und Geheimnißvolle, welches sie umgab, das Seltsame und Romantische, welches dadurch hinzukam, daß sie in einer der Freude gewidmeten Nacht, in einer Ballnacht stattfand, das Alles war auf Wahlbergs nachempfindende Natur nicht ohne Eindruck geblieben. Erschauernd, im Halbtraum, das eben Erlebte und den wilden Blick des Diktators noch treu vor Augen, war er hier eingetreten. Gleich darauf war ein anderes Bild gefolgt, das ebenfalls packte, aber doch entgegengesetzt wirkte. Das war der Vater und seine Tochter; Alles war Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit, Zufriedenheit und Humor. Welche Seite dieses Mannes war falsch, welches von seinen vielen Gesichtern war eine Maske? Oder waren

alle Gesichter und Eigenschaften des Diktators wahr, und schauten sie, eines unabhängig von dem andern, in die Welt hinaus?

Das also war die famose Manolita. Jetzt, da Wahlberg sie wiedersah, wußte er auch, warum Rosas ihm bekannt vorgekommen war, als er ihn vor vierzehn Tagen bei Nacht in der Straße angesprochen hatte. Er glaubte damals, daß er das Gesicht des Diktators vor vielen Jahren irgendwo gesehen hätte; denn es war ihm, als wäre das Gesicht damals bedeutend jünger gewesen. Er hatte sich nicht getäuscht, es war in der That jünger gewesen; aber nicht vor vielen Jahren hatte er es gesehen, sondern vor wenigen Wochen; es war ein Frauengesicht, es waren die starken Augenbrauen, die großen Augen, das etwas eingedrückte Profil von Manuela Rosas gewesen.

Es ist bereits gesagt worden, daß sie sich eben ihm zugewendet hatte.

„Ich werde schon dafür sorgen, daß Sie von uns eine gute Meinung bekommen," sagte sie mit einem zugleich lachenden und klugen Blick, welcher ihrem Vater nicht entging. „Papa, ich danke Dir, daß Du den Caballero hergeführt hast. Du darfst mich küssen, Papa."

„Mädchen, in Gegenwart so vieler ernsthafter Personen —"

„Ach was! Wo man tanzt, da hat man zum Küssen Lust. Komm her, Papa!"

Rosas ließ sie lachend aus seinem Arm, nickte und drehte dem Paar den Rücken zu.

Manuela hängte sich an Wahlbergs Arm.

„Sie armer Sennor haben bisher nicht Gelegenheit gehabt, auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Ich verspreche Ihnen, Sie dafür zu entschädigen; ich werde darüber nachdenken, wie ich es einrichte, daß Sie heute Abend recht viel sprechen müssen. Nein; ich werde nicht darüber nachdenken; denn es ist mir bereits eingefallen, in welcher Weise ich Sie zum Sprechen bringen werde."

Wahlberg lachte.

„Und darf ich nichts von Ihrem Einfall wissen, Sennorita?"

„Alles zu seiner Zeit. Es freut mich übrigens, daß Sie meine Einleitung mit einem Lachen beantwortet haben; mit Menschen, welche lachen können, verstehe ich mich sehr gut zu verständigen. Ich habe mich an das Lachen so sehr gewöhnt, ich habe es so gern, daß ich alle Angelegenheiten, auch die ernstesten, mit Lachen einzuleiten pflege. Die Thränen kommen immer noch zeitig genug. Das ist mein Charakter. Ich setze Ihnen den auseinander, damit Sie vor Verwunderung nicht außer sich gerathen und ein entsprechendes Gesicht dazu machen. Wenn Sie ein solches Gesicht machen, dann müßte ich ebenfalls lachen; aber in einer Weise, welche Ihnen nicht gefallen würde. Gut; je ernster also eine Angelegenheit

ist, desto größer pflegt der Vorschuß zu sein, den sich meine Lachlust darauf nimmt. Darum bin ich heute so fröhlich, Sennor."

„Ich beneide Sie, Sennorita."

„Warum?"

„Wenn die ernste Angelegenheit, auf welche Sie mit Ihrem Lachen einen Vorschuß nehmen wollen, Ihre Angelegenheit ist, müssen Sie glücklich sein."

„Meine Angelegenheit?"

„Ist sie es nicht?"

„Alles zu seiner Zeit. Da Sie übrigens eben das Wort ‚beneiden' gebraucht haben, folgt daraus, daß Ihnen das fehlt, um was Sie mich beneiden; und da Sie gleich darauf gesagt haben, daß ich glücklich sein müsse, so folgt daraus, daß Sie mich um das Glück beneiden; und daraus folgt wieder, daß Sie unglücklich sein müssen — obgleich Sie gar nicht so aussehen, Sennor Wa — Wa —"

„Ich heiße Wahlberg."

„Buchstabiren Sie mir Ihren Namen. Es könnte ja möglich sein, daß ich Sie heute noch Anderen vorstellen muß. Buchstabiren Sie also."

Wahlberg that es.

„Sennor Wahlberg! Daraus, daß Sie mich für glücklich halten und mich beneiden, folgerte ich also, daß Sie unglücklich sind, obgleich Sie gar nicht so aussehen. Aber das geht mich gar nichts an, das gehört auch gar

nicht hierher. Dieses ist ein Ball und dergleichen Themata gehören nicht in ein Ballgespräch. Wissen Sie, daß Sie der einzige Ausländer auf unserem Ball sind?"

„Ich habe also doppelte Ursache, Ihrem Herrn Vater für die Auszeichnung dankbar zu sein, durch welche ich an Ihrem Fest theilnehmen darf."

Manuela antwortete nicht gleich. Sie ging eine Minute schweigend an seiner Seite; dann blieb sie stehen und sah ihn gespannt an.

„Sind die Frauen in Deutschland und Holland sehr eifersüchtig?"

Wahlberg lachte und zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht, Semnorita."

„Es war nämlich festgesetzt, daß noch ein anderer Ausländer auf unsern Ball kommen sollte. Papa hat ein Boot auf die Rhede hinausgeschickt und ihn eigens dazu eingeladen; den Mynheer Vanbloem nämlich, der das holländische Schiff kommandirt, auf welchem wir nach Buenos Aires gekommen sind. Aber Mynheer Vanbloem hat sich entschuldigt; er sagt, daß er Bälle nur in Begleitung von Myfrouw zu besuchen pflegt. Ich schloß daraus, daß die Holländerinnen sehr eifersüchtig sein müssen, und glaubte, daß die Frauen in Deutschland ebenfalls sehr eifersüchtig seien. Sie sagten mir eben, daß Sie das nicht wüßten? Wenn Sie es nicht wissen, wer soll es dann wissen? Daraus, daß Sie unsern Ball besuchen,

geht entweder hervor, daß Sie auf das Urtheil Ihrer Sennora Gemahlin nichts geben, oder daß dieselbe nicht eifersüchtig ist. Sie ist also nicht eifersüchtig?"

„Vielleicht geht auch daraus hervor, daß ich gar nicht verheirathet bin," sagte Wahlberg lachend.

„Ist das wahr?"

„Es war von den drei Eventualitäten diejenige, welche am nächsten liegt, Sennorita."

„Wenn man ein Aeußeres besitzt, wie Sie, dann ist es keineswegs die Eventualität, welche am nächsten liegt."

Wahlberg verbeugte sich. Sie nahm wieder seinen Arm.

„Und wie kommt es, daß Sie noch nicht vermählt sind?"

Wahlberg zuckte die Achseln und antwortete nicht.

„Haben Sie noch nicht gefunden?" fragte Manuela leise.

„Ich habe noch nie gesucht. Ich bin Seemann und habe auch niemals Zeit oder Gelegenheit dazu gehabt."

„Als Seemann haben Sie im Gegentheil mehr Gelegenheiten dazu, als andere Männer. Wenn die Mädchen in Europa Ihnen nicht gefallen, dann ziehen Sie die Segel auf, reisen nach Amerika, und dort —"

Wahlberg drehte den Kopf und schaute sie an.

Manuela lachte.

„Sie sagen, daß Sie noch nie gesucht haben. Vielleicht,

weil Sie es nicht recht verstehen. Darf ich Ihnen dabei helfen?"

„Die Welt ist groß. Wie können Sie mir helfen, wenn ich tausend Meilen von hier entfernt bin?"

„Dann kann ich es nicht. Ich kann es nur dann, wenn Sie mit dem Suchen hier in Buenos Aires beginnen?"

„Glauben Sie, daß ich, wenn ich suchen will, nicht allein dazu genüge?"

„Ich bin hier geboren und kenne die Straßen und Wege und verborgenen Schätze besser als Sie."

„Und wie kommt es, daß Sie mir helfen wollen?"

„Ich bin Ihre Freundin."

„Nach nur viertelstündiger Bekanntschaft?"

„Das ist meine Sache."

„Meine ebenfalls. Ich lasse mir keine Freundin aufdrängen," sagte Wahlberg lächelnd.

Manuela wechselte ungeduldig die Füße.

„Sennor Wahlberg, Alles zu seiner Zeit!"

„Sennorita Manuela. Dieses zu dieser Zeit. Da ein Freundschaftsbündniß nur dann geschlossen zu werden pflegt, wenn die neuen Freunde bereits auf etwas zurückschauen können, so möchte ich wissen, auf was wir Beide in diesem Fall zurückschauen können."

„Sie sind kein Diplomat, Sennor."

„Nein, nur sehr neugierig, Sennorita."

Sie machten wieder einige Schritte. Dann blieb Manuela wieder stehen. Sie schaute zu ihm auf, ohne den Arm aus dem seinen zu ziehen.

„Wenn ich um Ihre Freundschaft werbe und Ihnen die meinige antrage, so ist von meiner Seite eine selbstsüchtige Absicht vorhanden. Ich werde Ihnen sagen, welche Absicht es ist. Als an jenem Vormittag, an welchem wir über den Aequator segelten, Ihr schönes Schiff sich dem unseren näherte, da fiel uns etwas auf. Ich sage uns, denn — vielleicht haben Sie damals bemerkt, daß sich noch eine andere junge Dame auf der Johanna befand — denn diese Dame, welche meine Freundin ist, machte dieselbe Bemerkung wie ich. Wir bemerkten nämlich, daß Ihr Schiff vorn nur eine grüne geschnitzte Guirlande trug, und keine weiße Göttin wie andere Schiffe sie an dem Vordertheil zu tragen pflegen. Warum trägt es keine Göttin, Senor Wahlberg?"

„Mein Schiff heißt Möwe und hat auf eine Göttin kein Recht."

„Wir wußten nicht, daß Ihr Schiff Möwe hieß und zerbrachen uns also den Kopf darüber, daß es keine Göttin am Vordertheil trug. Das gefiel uns gar nicht; denn solch eine Göttin sieht wie ein Schutzengel aus, der das Schiff sicher durch die Wellen zieht und über seine Sicherheit wacht. Ich sagte zu meiner Freundin: Sieh, wie das Schiff den Schaum vor sich herwirft, er scheint immer

weißer zu werden und sich immer höher thürmen zu wollen. Es sieht so aus, als wenn sich im nächsten Augenblick die vermißte weiße Göttin daraus erheben und sich an die leere Stelle im Vordertheil anklammern müßte. Wissen Sie, Sennor Wahlberg, welche Göttin sich unter Umständen aus dem Wellenschaum erheben kann?"

„Da sie aus dem Schaum steigt, kann es nur die Göttin der Schönheit sein."

„Dasselbe sagte auch meine Freundin. Ich hatte sie nämlich gefragt. Gleich darauf aber stellte ich eine andere Frage. Sieh' mal, sagte ich, diese Göttin der Schönheit, welche das Schiff durch die Wellen ziehen und den Kapitän begleiten soll, wenn die nun plötzlich vor ihm auftaucht — welches Gesicht würde der Kapitän für diese Göttin der Schönheit vorziehen, das Deine oder das meine? Ich behauptete freilich, daß der Kapitän das Gesicht meiner Freundin vorziehen würde. Aber da wir Beide seinen Geschmack nicht kannten, so blieb der Streit unentschieden. Aber er wird nicht länger unentschieden bleiben. Denn Sie sind der betreffende Kapitän; haben Sie also die Güte, sich darüber zu äußern, welches Gesicht Ihre Göttin der Schönheit tragen soll!"

Sie schaute lustig und etwas boshaft zu ihm auf.

„Sennorita Manuela! Sie sagten vorhin, daß Sie eine selbstsüchtige Absicht damit verbänden, wenn Sie mir

Ihre Freundschaft anbieten und die meinige verlangten. Wenn ich also jene Göttin mit dem Gesicht Ihrer Freundin schmückte, so würden Sie mir Ihre Freundschaft vorenthalten?"

„Nein," sagte sie rasch.

Sie zog die Hand aus seinem Arm und trat ihm gegenüber.

„Die selbstsüchtige Absicht, welche sich hinter meinem Freundschaftsangebot versteckt, besteht darin, von Ihnen eine Antwort zu erhalten; ganz gleich, welche!"

Wahlberg schaute sie fragend an und besann sich auf eine passende Antwort. Das Peinliche in seiner Lage hatte noch keineswegs aufgehört.

Manuela lächelte, trat dicht an ihn heran und legte die Hand auf seinen Arm.

„Ich kann es mir denken, daß Sie Ihr Urtheil erst dann abgeben wollen, wenn Sie auch meine Freundin zum zweiten Male gesehen haben werden. Vielleicht ist die Gelegenheit Ihnen bald günstig. Stellen Sie sich vor, Sennor, wenn die Andere jetzt plötzlich aus den Wellen stiege, hier vor Ihnen, in diesem Saal, dicht neben mir —"

Wahlberg schaute schnell nach rechts und links.

Manuela lachte und trat zurück.

„Diese Kopfbewegung verräth mir nicht nur, daß mein Rath bei Ihnen Beifall findet und daß Sie erst dann urtheilen wollen, wenn Sie meine Freundin zum

zweiten Mal gesehen haben werden; sie verräth mir durch ihre Schnelligkeit auch, daß Ihnen viel daran gelegen ist, meine Freundin wieder zu sehen. Mit dieser schnellen Kopfbewegung ist gewissermaßen mein Schicksal entschieden. Ich armes Mädchen! ich muß es mir gefallen lassen; ich trage es Ihnen aber nicht nach, Sennor Wahlberg. Im Gegentheil, ich will Ihnen helfen, meine Niederlage vollständig zu machen. Wie beginne ich das?"

„Sennorita Manuela, es ist wahr, was man sich in Buenos Aires erzählt. Sie sind ein Engel," sagte Wahlberg leise.

Ueber Manuelas Stirn zog ein Schatten.

„In Buenos Aires wird viel gelogen; Sie müssen nicht glauben, daß Alles wahr ist, was man über mich oder meinen lieben Papa spricht."

Wahlberg schwieg.

„Ich habe Ihnen eben, wenn auch mit anderen Worten gesagt, daß Sie mein Vertrauen besitzen," sagte Manuela schnell und etwas heftig. „Jetzt möchte ich wissen, ob ich auch das Ihre besitze. Sie könnten mir das beweisen, indem Sie irgend welche direkte Frage an mich richten. Es wundert mich übrigens, daß Sie mich noch gar nicht gefragt haben, wie meine Freundin eigentlich heißt!"

„Ich gebe Ihnen einen Beweis meines Vertrauens, indem ich erkläre, daß ich das schon lange weiß."

„Dann haben Sie sie vielleicht sogar schon gesehen und gesprochen!“ rief Manuela überrascht und zugleich etwas enttäuscht.

„Gesprochen nicht, gesehen ja.“

„Wann und wo?“

„Vor vierzehn Tagen auf dem Campo Santo de la Consolacion.“

Manuela machte ein Gesicht, als wenn ihr plötzlich alles Mögliche klar würde. Gleich darauf wurde sie wieder nachdenklich.

„Sie haben damals wirklich nicht mit ihr gesprochen?“ fragte sie nach einer Pause.

„Nein.“

„Wollen Sie mir einen abermaligen Beweis Ihres Vertrauens geben, indem Sie mir mit allen Einzelheiten erzählen, was damals auf dem Campo Santo vorgefallen ist?“

„Gern.“ Wahlberg erzählte.

„Und warum sind Sie damals so ernst geblieben?“ fragte Manuela, als er geendet hatte. „Warum haben Sie sich nicht von der Stelle gerührt, warum sind Sie ihr nicht gefolgt, oder haben ihr wenigstens nachgesehen, als sie fortging?“

„Ich hatte Gründe, deren Erörterung nicht hierher gehört,“ sagte Wahlberg ernst und beinahe abweisend.

Manuela sah ihn überrascht an. Dann lachte sie.

„Wahrscheinlich haben Sie damals ein Gesicht gemacht, wie Sie es eben in diesem Augenblick machen. Ich kann mir denken, daß die arme Rosario sich darüber erschreckt hat. Ich kann mir aber ebenfalls denken, daß beim Betreten des Friedhofs Erinnerungen über Sie gekommen sind, welche Sie ernst stimmten. Ich will diese Erinnerungen gar nicht wissen; dieses ist kein Friedhof, sondern ein Ballsaal; machen Sie also wieder ein fröhliches Gesicht, Senmor."

„Gern."

„Gern? Ich sehe, daß das Gesicht dasselbe bleibt. Wenn Sie bald ein fröhliches Gesicht machen, verspreche ich Ihnen, daß Sie Rosario begegnen und sehen sollen, wo von einem Friedhof nicht die Rede ist. Nun?"

Wahlberg zuckte die Achseln.

„Um Sie für Ihr ernstes Gesicht zu strafen, werde ich Ihnen von Rosario heute gar nicht mehr sprechen," sagte Manuela ungnädig. „Ich werde jetzt also das Gespräch wechseln. Lieben Sie die Malerei, Senmor Wahlberg?"

„Ich verstehe nicht viel davon."

„Um etwas Schönes zu lieben, dazu gehört nicht viel Verstand. Um Sie auf andere Gedanken zu bringen, habe ich große Lust, Ihnen die Bilder in unserm Hause zu zeigen. Wollen Sie die sehen?"

Wahlberg verbeugte sich.

Manuela lachte.

„Sie scheinen keine große Lust zu haben, unsere Bilder zu sehen. Und doch sind sie sehenswerth. Besonders eins; ich schwöre darauf, daß Sie wieder gesprächig werden, wenn Sie dieses Gemälde sehen. Ich selber halte das Gemälde für das schönste, das ich auf der Welt jemals gesehen habe."

„Ihr Urtheil und Ihre Begeisterung werden gewiß berechtigt sein," sagte Wahlberg verbindlich.

Manuela lachte noch lauter.

„Ich bin ein oberflächliches Mädchen, Senor Wahlberg; den Namen des Malers zum Beispiel habe ich nämlich längst vergessen. Was mir an dem Bilde so sehr gefällt, ist die Ausführung; außerdem haben wir es in einer so angemessenen Umgebung placirt, daß die Ausführung dadurch an Schönheit noch gewinnt. Wollen Sie es sehen, Senor?"

„Wenn es Ihnen keine Mühe macht —"

„Im Gegentheil, es macht mir Vergnügen. So viel Vergnügen, daß es für mich den Glanzpunkt dieses Abends ausmacht. Wenn Sie das Bild erst gesehen haben, werden Sie selber sagen, daß ich nicht übertrieben habe. Kommen Sie also, und —"

Sie brach plötzlich ab und sah vor sich hin.

„Nein, kommen Sie lieber noch nicht; ich muß ja erst den Schlüssel zu unserer Bildergalerie suchen. Unsere

Bildergalerie befindet sich dort hinter den Sälen, in einem Kabinet; ich möchte nicht, daß Sie in jener Einsamkeit und vor verschlossenen Thüren lange auf und ab wandeln müssen. Haben Sie also die Güte, in jener Fensternische einige Minuten auf mich zu warten. Ich weiß nicht, ob ich den Schlüssel sofort finden werde; es ist möglich, daß ich den Schlüssel verlegt habe; ich bin nämlich nicht nur ein sehr oberflächliches, sondern auch ein sehr unordentliches Mädchen. Ich würde Sie einer von den schönen Damen dort vorstellen, damit Ihnen die Zeit nicht lang wird; aber ich will nicht, daß Sie sich auf diese Weise zerstreuen, denn die Schönheit des Bildes würde durch solche Zerstreuungen beeinträchtigt werden und darum stelle ich Sie nicht vor. Bleiben Sie also in der Fensternische stehen und sammeln Sie sich. Und wenn Sie sich genug gesammelt haben, gebe ich Ihnen Erlaubniß, an etwas Anderes zu denken. Aber es muß etwas Oberflächliches sein, das Ihre Gedanken nicht zu sehr in Anspruch nimmt; denken Sie zum Beispiel daran, wie sich eine abermalige Begegnung mit Rosario Urquiza verwirklichen läßt, eine Begegnung, die weniger ernsthaft und wortreicher und wirkungsvoller ist, als jene erste!"

Sie verbeugte sich leicht, lachte noch einmal hell auf und stürmte von dannen. In der Mitte des Saales angekommen, kehrte sie sich noch einmal um und winkte mit der Hand. Dann verschwand sie.

Es war ihm nicht unangenehm, daß sie ihn allein ließ. Die Stimmung, welche wieder über ihn gekommen und die dem fröhlichen Mädchen gegenüber nicht angebracht war und von ihr auch nicht verstanden werden konnte, selbst dann nicht, wenn sie ihn im Ernst fragte und er ihr im Ernst antwortete, die Stimmung machte er am besten mit sich selber ab und überwand sie in der Einsamkeit und durch die Einsamkeit.

Was war das für ein Widerstreit, was waren das für Gegensätze, welche nicht nur in seinem Innern entstanden waren und um sich griffen, sondern die auch für die Anderen, die er hier um sich sah, existirten, ohne daß diese Anderen sich viel darum kümmerten oder von ihrer Existenz zu wissen schienen.

Das lachende Mädchen, welches eben mit ihm geplaudert hatte und das — so stand es in ihren Augen geschrieben — die Menschen zusammenführen wollte, um sie glücklich zu machen, dieses Mädchen war die Tochter eines Mannes, der die Existenzen zermalmte und der das Bewußtsein daran verloren zu haben schien, daß Existenzen neben der seinen berechtigt sein könnten. Dann der zweite Gegensatz, das innige Verhältniß zwischen solch einer Tochter und dem anders gearteten Vater; und endlich der dritte Gegensatz, die Freundschaft, durch welche Manuela Rosas mit Rosario Urquiza, der Tochter von ihres Vaters Todfeind, verbunden schien.

Wenn er an dieses Alles dachte, dann kam es ihm vor, als wenn er sich hier ein Beispiel nehmen und Vieles lernen könnte. Neben diesen Gegensätzen schien seine Liebe zu jener Rosario nicht mehr so außergewöhnlich und kein Verstoß gegen eine Pflicht, die nur in seiner Phantasie bestand. Leicht wurde es ihm nicht, von diesen hier zu lernen; es wurde ihm schwer, auf zwei Straßen zu gleicher Zeit wandeln zu sollen.

Er dachte an seinen ehemaligen Steuermann. Wahlberg hatte ihm einst gesagt, daß er seiner Pflicht treu bleiben werde, selbst wenn er sich dem Teufel verschrieben hätte; und wenn auch ein schöner Engel erschiene, um den Pakt rückgängig zu machen. Lunt hatte darauf höhnisch erwidert, daß er nicht wünsche, daß der Teufel ihn, Wahlberg, eines Tages beim Wort nehmen möchte.

War es nun so weit gekommen? Die eine Hand lag in der Hand des Diktators, die andere streckte er nach Urquizas Tochter aus. War das nicht der Konflikt, waren das nicht zwei Straßen, welche einander kreuzten?

Wahlberg war davon überzeugt, daß, wenn er irgend einen der Anwesenden über den Zweikampf in seinem Innern um Rath gefragt hätte, dieser Kampf von dem Anderen als nicht berechtigt, als wesenlos, als eingebildet bezeichnet worden wäre. Manuela hätte darüber gelacht, Rosario hätte ihn nicht verstanden, und Rojas selber hätte darüber die Achseln gezuckt. Uebrig geblieben wäre

nur das Urtheil, welches er über und wahrscheinlich gegen sich selber abgegeben hätte.

Und auf dieses Urtheil sich stützend, wollte er nicht weiter gehen. Er wollte die Ereignisse an sich herankommen lassen, weiter nichts; wenn Manuela heute abermals auf den Gegenstand zurückkommen würde, so wollte er ein Gesicht machen, dessen Finsterniß dieses Mal nicht natürlich war, aber doch so natürlich aussehen sollte, daß es sogar auf die gute Laune Manuelas von dauerhafter Wirkung sein würde.

Wahlberg seufzte; dann stampfte er mit dem Fuß auf.

Auf dem Campo Santo hatte er die Gelegenheit verscherzt, sich Rosario zu nähern. Manuela schien zwischen ihm und dem schönen Mädchen vermitteln zu wollen: sollte er sie nun brüskiren und die zweite Gelegenheit, welche vielleicht die letzte war, abermals verscherzen?

Wäre es nicht das Beste, wenn er den Diktator aufsuchte, ihm beichtete, das und das sei ihm, Wahlberg, passirt, so und so lägen die Verhältnisse, er vermöchte sich nicht in dieselben zu finden, und bäte Don Juan Manuel, ihm zu rathen?

Und wenn Don Juan Manuel dann ernst und finster würde, ihn darauf aufmerksam machte, daß Niemand zweien Herren dienen könne, und ihm schweigend den Rücken drehte?

Er suchte den Diktator mit den Augen. Nun sah er

ihn. Es schien getanzt werden zu sollen. Rosas ging von Gruppe zu Gruppe und schien die jungen Herren zum Tanzen zu animiren; hier und dort faßte er Einen vertraulich beim Arm und dirigirte ihn lachend und plaudernd zu einer Mädchengruppe; und die Mädchen verneigten sich und errötheten und lächelten, und endlich begannen sie auf die Scherze des Diktators, mit welchen er seine Vorstellungen begleitete, oder mit denen er die Eigenschaften des von ihm Empfohlenen beleuchtete, einzugehen und dieselben zu erwidern. Der Diktator sah wie ein gutmüthiger Hausvater, wie ein Ballvater aus, der sich darüber freute, daß seine Gäste zufrieden waren.

Er und seine Gäste bildeten eine Gesellschaft, welcher nichts daran gelegen schien, wenn die ganze Welt Einblick in sie gewann; und es war ein Kommen und Gehen, das sich bis auf die Straße fortzusetzen schien. Und doch war jenseits der Mauern Alles still und verlassen, und rings um diesen Palast mochte vielleicht eine fünffache Kette von Anhängern des Diktators die benachbarten Stadtviertel bewachen oder absperren. Hier innerhalb der Säle schien die Harmlosigkeit, die Aufrichtigkeit so gut durchgeführt zu werden, daß beides kaum als Maske erschien. Aber der Wille, der hier sein Gesetz diktirte, überall lastete und überall sichtbar war, kam doch immer wieder zur Geltung in dem immer wiederkehrenden Roth. Wahlberg bemerkte jetzt erst, daß auch Diejenigen, welche die europäische

Tracht angelegt hatten, neben dem schwarzen Frack, den schwarzen Beinkleidern und den Lackschuhen doch eine rothe Weste trugen.

Wahlberg hatte eben gesehen, wie der Diktator mit einem Caballero zwischen den Gruppen verschwand. Er wollte, wenn Rosas zurückkehrte, versuchen, sich ihm zu nähern, und, je nach dessen Laune oder Stimmung wissen, ob seine eigenen Selbstquälereien berechtigt waren. Gelang es ihm nicht, dann wollte er sich mit dem Strom treiben lassen.

Rosas trat eben wieder aus der Menge heraus. Wahlberg warf einen prüfenden Blick an sich nieder; als er ihn wieder aufhob, war Rosas abermals verschwunden.

Wahlberg schickte sich an, wieder das Gewühl und die Dekorationen der Säle zu betrachten. Er war außer der Tochter des Diktators keinem der Anwesenden vorgestellt worden; niemand kümmerte sich um ihn.

Als sein Auge über die Wände glitt und dabei die Fensternischen traf, stutzte er plötzlich. Der dunkle Sammt der Portieren wurde oben durch goldene Grafenkronen zusammengefaßt. Die Grafenkrone in den Sälen des Goucho, des Emporkömmlings aus der Pampa?

Wahlberg war im Begriff, nach rechts zu schauen, um sich davon zu überzeugen, ob auch die Fenster des anstoßenden Saales die an dieser Stelle unerwarteten Abzeichen besäßen. Aber sein Auge begegnete einem Hinder-

niß; dicht neben sich, seinen eigenen Rock beinahe berührend, bemerkte er den rothen Rock des Diktators.

Rosas sah ernst, beinahe finster auf ihn herab.

Wie lange mochte dieser Mann hier gestanden haben?

Der Diktator betrachtete forschend die natürliche Erregung in den Zügen Wahlbergs und eröffnete erst dann das Gespräch, als die Erregung daraus verschwunden war.

„Meine Tochter versprach mir, Sie nicht allein zu lassen. Wo ist meine Tochter?"

„Sennor, die Sennorita beabsichtigte, mir einige Gemälde zu zeigen, und ist, wenn ich nicht irre, im Begriff, sich davon zu überzeugen, ob die Räume, in welchen die Gemälde aufbewahrt werden, geöffnet oder erleuchtet sind."

Auf Rosas Antlitz malte sich Verwunderung.

„Gemälde? Ich wüßte nicht — vielleicht will sie Ihnen die unschuldigen Dinge zeigen, welche sie in Europa eingekauft hat, oder die noch viel unschuldigeren, welche sie selber auf die Leinwand wirft. In der Malerei ist mein Töchterchen klein; dagegen wächst sie über ihre Erziehung und über ihr Temperament hinaus, wenn sie eine Beethovensche Sonate spielt. Sie will Ihnen Ihre Kleckfereien zeigen? Wenn sie Ihnen gesagt hätte, daß sie gerade jetzt aufgelegt gewesen sei, ihre Violine aus dem Kasten zu holen — aber —"

Rosas brach ab, dachte eine Minute nach, schaute dann zu Wahlberg hinüber und lächelte.

Hatte sein Töchterchen vielleicht im Sinn, den Deutschen dorthin zu führen, wo es außer ihr und dieser oder jener vertrauten Freundin keinen andern Zeugen gab? Sein Töchterchen war verwöhnt; aber hatte er nicht selber daran schuld? Durfte in Buenos Aires eine Vorstellung im Theater — Schauspieler-Gesellschaften waren freilich seit Jahren nicht nach dem La Plata gekommen — eröffnet werden, bevor nicht Manolita Rosas in ihrer Loge sich niedergelassen hatte? Und hatte er sie nicht öfter als Vertreterin seiner gefürchteten, allerhöchsten Personen zu den Volksfesten und sogar zu großen amtlichen Feierlichkeiten geschickt? Manolita war übermüthig geworden; er mußte ihr nächstens etwas darüber sagen. Dieser Mann besaß einen machtvollen Willen, eine hohe Intelligenz, war manchmal auch ein Staatsmann; in seiner Jugend konnte er ruhig schlafen auf dem Rücken eines galoppirenden Pferdes, und durch seine Reiterkünste, sein Werfen des Lassos, durch seine persönliche Tapferkeit hatte er eben die Gauchos des ganzen Hinterlandes gewonnen. Aber von den Frauen verstand er nichts, und ebenso wenig von seiner Tochter.

„Manuela wird wahrscheinlich bald zurückkehren," sagte er lächelnd, „um die Führerrolle bei Ihnen wiederum zu übernehmen."

Senior, es kann weder Ihre noch meine Absicht sein, die Senorita während der ganzen Nacht an meine Seite

zu bannen. Es muß im Interesse der Sennorita liegen, wenn man mir die Ehre erweist, mich einigen anderen Personen vorzustellen."

Rosas betrachtete ihn düster.

„Wem soll ich Sie vorstellen?" fragte er langsam.

„Don Juan Manuel, das müßte mir gleichgiltig sein."

Der Diktator brachte den Kopf etwas nach vorn; sein Blick schien in der Seele des Anderen lesen zu wollen.

„Soll ich Sie dem General Urquiza vorstellen?" fragte er mit bedeckter Stimme.

Wahlberg machte eine Bewegung.

„Ist der General hier anwesend?" fragte er schnell und unbedacht.

„Es liegt Interesse in Ihrer Frage. Kennen Sie denn den General?" fragte Rosas ebenso schnell.

„Nein," antwortete Wahlberg; aber dieses Nein kam verwirrt und unsicher heraus.

Das Gesicht des Diktators wurde noch düsterer. Er senkte den Kopf und zeichnete eine Minute mit seinem eisernen Stock auf dem Boden herum. Als er den Kopf wieder hob, lag ein abstoßendes Lächeln in seinem Gesicht; das Lächeln war verwandt mit jenem Ausdruck, welchen Wahlberg vorhin vorübergehend während der unheimlichen Szene in dem abgelegenen Gemach beobachtet hatte.

„Urquiza ist anwesend —" Rosas Stimme war noch immer bedeckt —, „und wenn Sie ihn in der That noch

nicht kennen, so werden Sie ihn heute Abend noch kennen lernen."

Wahlberg versuchte über die Menge hinwegzusehen.

Wenn Urquiza zugegen war, sollte dann nicht auch seine Tochter anwesend sein?

Wahlberg wurde zerstreut. Der Diktator schaute ihm mit finsterem Gesicht zu.

„Sie betrachteten vorhin die Grafenkrone oben in den Fensternischen," begann Rosas nach einer Pause. „Ich kann mir denken, daß Sie dergleichen hier nicht zu finden erwarteten. Mein Großvater war spanischer Vizekönig vom Rio de la Plata und wurde für seine Städtegründungen von Ferdinand VI. zum Grafen Poblaciones ernannt. Als wir uns gegen die Spanier empörten, warf ich den Grafentitel bei Seite, weil er mich daran verhinderte, hier in Argentinien der Erste zu werden."

Wahlberg schaute sinnend zu ihm auf. Seine durch die Liebe zu jenem Mädchen über ihn gekommene Zerstreuung wich wieder der Theilnahme an diesem außerordentlichen Manne, den er unter so außerordentlichen Umständen kennen gelernt hatte. Also nicht nur das ferne, wilde Blut der spanischen Konquistadoren rollte in Rosas Adern, sondern auch das stolze Blut der allmächtigen Vizekönige, auf deren Namen und Titel er verzichtet hatte, um ihre Macht zu erben!

Wahlbergs Blick war wieder sinnend; der Diktator hielt ihn für scheu.

„Ich warf den Titel fort, um hier der Erste zu werden," wiederholte Rosas betonend. „Um der Erste zu bleiben, muß ich Manches thun, was Andere unterlassen dürfen. Worte, die man in meiner Gegenwart sagt, kann ich vertragen; Handlungen dagegen sind untersagt. Dort kommt meine Tochter, Kapitän; ich werde also daran verhindert, Ihnen die Bedingungen zu wiederholen, unter welchen ich in jener Nacht, in der ich Sie kennen lernte, um Ihre Freundschaft bat."

Wahlberg lauschte verwundert auf das Strenge und Peinliche in des Diktators Rede; aber ehe er sich noch über den Zweck vergewissern konnte, erschien Manuela. —

Es war die Absicht des jungen Mädchens gewesen, unbemerkt an die Portiere des Kabinets heranzutreten, um durch eine Spalte sich über die Stimmung Rosarios zu unterrichten, bevor sie selber das Kabinet betrat. Aber ihr Temperament verhinderte sie daran. Sie konnte einen Blick auf das Bild da drinnen werfen; da sie indessen die Portiere allzu hastig berührte, zerstörte sie zu gleicher Zeit das Bild.

Sie stürmte hinein.

„Bist Du fertig, Rosario?"

„Schon lange."

Rosario hatte die Füße auf das Tabouret gestellt; als Manuela eintrat, zog sie sie zurück.

„Warum ziehest Du die Füße zurück? Warum bleibst Du nicht so sitzen, wie Du bisher gesessen hast?"

„Aus Respekt vor Dir," sagte Rosario lächelnd.

„Ach was! Du sahst eben so hübsch aus, als Du den Kopf in die Hand gestützt und die Füße ausgestreckt hattest. Wenn Du weißt, daß Du in solcher Stellung so hübsch aussiehst, warum setzest Du Dich nicht wieder so hin?"

„Manolita, Du bist so aufgeregt. Es kam mir ja nicht darauf an, schön auszusehen, sondern bequem zu sitzen."

„Schön auszusehen ist viel wichtiger. Setz' Dich wieder so hin, Rosarita."

„Was hast Du? Du bist so aufgeregt, Manolita."

„Du irrst Dich. Ich ärgere mich darüber, daß Du nicht die Füße ausstreckst. Strecke sie auf der Stelle aus."

Da Rosario nicht gehorchen zu wollen schien, bückte sich Manuela, ergriff Rosarios Füße und legte sie auf das Tabouret.

„Rosario! Weißt Du, daß Deine Füße so klein sind, daß man aus dem Ohr eines Kätzchens zwei Stiefelchen für sie machen könnte?"

Die Angeredete lachte.

„Jetzt siehst Du wieder sehr schön aus, Rosario.

Stütze wieder den Kopf in die Hand; so. Es fehlt nur noch, daß Du etwas träumerisch und nachdenklich aussiehst. Mache ein nachdenkliches Gesicht Rosario!"

„Was soll es bedeuten, daß Du darauf bestehst, mir diese Stellung aufzudrängen?"

„Es bedeutet, daß ich oft an der Portiere dort vorübergehe und wenn ich sie öffne, etwas Schönes sehen will. Warum siehst Du nicht träumerisch und nachdenklich aus, Rosario?"

„Manolita, man kann ja sein Gesicht doch nicht dazu zwingen einen solchen Ausdruck anzunehmen."

Manuela dachte eine Sekunde nach.

„Du magst es nicht dazu zwingen können; aber vielleicht ich!"

Sie kam näher, legte den Arm um Rosarios Schultern und sah ihr in die Augen.

„Morgen Vormittag werde ich zu Dir kommen, um Dich etwas zu fragen, Rosarito," flüsterte sie.

„Und was wirst Du mich fragen?"

„Ich werde Dich fragen, ob Du vor vierzehn Tagen, als Du auf dem Campo Santo de la Consolacion warst und mir nachher nicht Rede stehen wolltest, ob Du damals nur Deines Oheims Grab gesehen hast und weiter nichts?"

Rosario schaute mit großen erstaunten Augen zu ihr

auf; ihre halb geöffneten Lippen strahlten in ihrer ganzen Schönheit.

Manuela lächelte.

„Weiter nichts, Rosarito?"

Sie ließ den Arm von Rosarios Schulter und zog sich langsam an die Portiere zurück.

Rosario öffnete die Lippen und schien etwas erwidern zu wollen.

Aber in diesem Augenblick verschwand Manuela, und Rosario richtete die Augen träumerisch ins Leere. —

„Ich versprach dem fremden Caballero, ihm eines von unseren Gemälden zu zeigen, und entfernte mich, um nachzusehen, ob das Zimmer erleuchtet ist," erklärte Manuela, als sie Wahlberg an der Seite ihres Vaters bemerkte. „Sennor, wenn Sie mich begleiten wollen, ich bin bereit."

„Ich freue mich darüber, Manolita, daß Du so eifrig für die Unterhaltung meines Freundes sorgst," sagte Rosas.

„Deine Freude wird von kurzer Dauer sein, Papa. Denn ich werde mich auch den anderen widmen müssen. Der fremde Sennor wird mir verzeihen; ich werde ihn einer von meinen Freundinnen vorstellen und ihn dann allein lassen. Kommen Sie, Sennor, ich werde Ihnen das Bild zeigen. Auf Wiedersehen, Papa."

Wahlberg führte das Mädchen durch die Säle. Es

wunderte ihn, daß die lustige, gesprächige Manuela plötzlich ernst und schweigend geworden war.

Am Eingang des Saales, welcher das Kabinet von den übrigen Sälen trennte, blieb sie stehen, zog die Hand aus seinem Arm und schaute zu ihm auf.

„Sennor Wahlberg, Sie kennen mich nicht, ich kenne Sie nicht, Niemand weiß etwas von Ihnen. Aber Sie machen den Eindruck, als wenn Sie sehr gut sind, und gut vor Allem zu Denjenigen, welche Sie lieb haben. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche."

Wahlberg sah verwundert auf sie herab und antwortete nicht.

„Ich weiß nicht, ob ich mich täusche," wiederholte Manuela leise.

Wahlberg schüttelte schweigend den Kopf.

Sie legte die Hand wieder auf seinen Arm. Beide betraten den kleinen Saal.

„Sennorita Manuela, ich kann Ihre Voraussetzung durch weiter nichts bestätigen, als durch eie Ueberzeugung, die ich selber mir über mein Wesen gebildet habe. Ich könnte sie auch dann durch nichts Anderes bestätigen, wenn ich wüßte, in welcher Absicht Sie diese Frage an mich richteten. Sogar dann nicht, wenn der Zweck, der sich hinter dieser Frage verbirgt, ein wichtiger wäre."

Manuela lächelte und legte die Fingerspitzen auf die Lippen.

„Leiser auftreten," bat sie.

Sie waren in die Mitte des kleinen Saales angekommen; die Sammetportiere des Kabinets war nur wenige Schritte entfernt.

Manuela zog die Hand abermals aus Wahlbergs Arm, legte wieder den Finger auf den Mund, nahm das Kleid auf und schlich an die Portiere heran.

Als sie hindurchgeschaut hatte, wendete sie sich wieder um und näherte sich Wahlberg.

„Das Bild, welches ich Ihnen zeigen werde, ist so schön, als hätte Gott selber es gemalt. Und wenn er es für Sie gemalt hat — werden Sie es auch in Ehren halten, werden Sie auch Ihr Herzblut dafür einsetzen, wenn es sein muß? Da Gott selber es gemalt hat, wird es dessen wohl werth sein —"

Manuelas Stimme wurde wieder bedeckt und bebte.

Wahlberg wollte wieder fragen. Aber sie hatte schon wieder das Kleid aufgenommen und war zum zweiten Male an die Portiere herangeschlichen.

Jetzt drehte sie sich um und winkte.

Wahlberg kam näher; Manuela bemühte sich, die Oeffnung in der Portiere geräuschlos zu erweitern. Dann zog sie ihn heran und deutete auf die Oeffnung.

Wahlberg schaute hindurch.

Und nun kehrten sie zurück, all die ineinandergeschlungenen Erinnerungen, all die Glieder in der Kette,

all die Bilder mit derselben Farbe, all die Melodien mit demselben Grundton, welche er Monate lang mit sich herumgetragen und welche alle dahin zu streben schienen, ein einziges großes Bild zu werden, in einer einzigen Melodie sich zu vereinigen, die alle anderen übertönte.

War es nicht ein Kreislauf, in welchem diese Bilder vergrößert und verschönert dahin zurückkehren zu wollen schienen, von wo sie ausgegangen waren?

Denn dort saß sie ja wieder in dem schwarzen Seidenkleid, in welchem sie an jenem Theaterabend so schön gewesen war, das war wieder die weiße Schulter und der weiße Arm, welcher der Melodie des oh la mia Selika io t'adoro zum Modell gedient, der weiße Arm ruhte wie damals auf rothem Sammet, die großen Augen schauten wie damals in das Leere —

Nein, dieses Bild war so schön, daß es sich mit jenem nicht vergleichen ließ.

Sie hatte sich weit zurückgelegt, ihre Füße ruhten auf dem Tabouret und waren sichtbar; das Kleid war nach rechts breit über den Teppich gefallen. Das rechte Handgelenk war weich gebogen, die Hand mit den ausgestreckten und etwas geöffneten Fingern fiel über die dunkelrothe Seitenlehne herab. Mit der anderen Hand stützte sie den Kopf; den nahen Hintergrund für ihr bleiches Gesicht bildeten blühende Rosen und Nelken; Rosen und Nelken hingen auch, sie beinahe berührend, über ihrem schwarzen

Haar. Und ihre Augen — nein, sie schauten nicht in das Leere, sie hingen unverwandt an dem Bild, welches vor ihr stand, und auf dem Bild sah er, heranstürmend unter seinen weißen Segeln und den Schaum weit von sich ab über die blauen Wogen werfend, sah er seine Möwe, sein eigenes Schiff —

Manuela drückte seinen Arm. Er beugte sich zu ihr herab; sie näherte die Lippen seinem Ohr.

Zugleich hob sie den Arm und deutete auf Rosario.

„Am Strande sein Liebchen, das weinte so sehr!"

Dann trat sie entschlossen vor und zog die Portiere zurück.

Rosario wendete langsam den Kopf nach der Thür; dann griffen ihre Hände an den Seitenlehnen entlang schnell nach vorn.

„Rosario! Ich habe das Vergnügen, Dir den Senior Wahlberg aus Deutschland vorzustellen."

Sie ließ Wahlberg vortreten und drängte sich selber in die Portiere zurück.

Hier, umgeben von den schweren rothen Falten, hob sie den weißen Arm hoch empor; in ihren Augen strahlte die ganze Genugthuung darüber, daß ihr alles so gut gelungen war.

„Si ves, oh hennosa,
Blancas velas en alta mar —
Und siehst Du, schönes Mädchen
Ein weißes Segel auf blauer See —"

Sie ließ den Arm sinken, deutete auf Wahlberg und verzog etwas das Gesicht —

„Dreh' schnell ihm den Rücken—"

Dann trat sie zurück, die Portieren schlossen sich und Manuelas jubelnde Stimme erstarb in der rauschenden Tanzmusik.

VII.

Es verging eine lange Minute.

Rosario schaute zuerst vor sich hin, dann hob sie langsam den Kopf und sah ruhig, beinahe kalt zu ihm herüber.

Wahlberg war ein gebildeter Mann, besaß Takt und fühlte sich im Besitz geistiger Ueberlegenheit. Aber er war im Umgang mit Frauen der höheren Klassen nicht geübt: er brauchte mehr Zeit, als sie, um sich zu fassen.

„Sie kennen Don Juan Manuel, Senor?" fragte sie ruhig.

Er trat entschlossen vor.

„Senorita, es handelt sich um die Unüberlegtheit der Senorita Rosas, an deren Folgen die junge Dame in ihrer Liebenswürdigkeit nicht gedacht hat. Ich kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden, daß ich hier eingedrungen bin."

„Und Sie bedauern es? Ich wußte, daß Sie es bedauern würden," sagte Rosario kalt.

„Sie wußten —?"

„Ist das Wort zu positiv? Gut, wenn ich es nicht

wußte, so ahnte ich es doch. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um Ihre Gründe zu errathen und zu billigen."

Das sprach sie mit sicherer, tiefer Stimme.

„Gründe? Und wenn ich selber nichts von diesen Gründen wüßte, Sennorita?" fragte Wahlberg nach einer Pause.

Sie bewegte die Schultern und wendete sich ab. Dabei traf ihr Blick das Bild mit dem Schiff. Sie fühlte, daß sein Auge ihr folgte, und erröthete. Wahlberg trat schnell näher.

„Rosario, dieses ist die erste und vielleicht einzige Gelegenheit, zu sagen, was wir Beide einander zu sagen haben. Soll sie vorübergehen?"

„Haben wir Beide uns etwas zu sagen?" fragte sie leise.

Er trat einen Schritt näher an sie heran.

„Sie mir vielleicht nichts; ich Ihnen dagegen viel."

„Ich kann mir denken, was Sie mir zu sagen haben," fuhr sie leise fort, als sie sah, daß er nicht weiter sprach. „Das eben sind ja die Gründe, aus welchen Sie so sehr zu bedauern schienen, hier eingetreten zu sein; Gründe, welche ich eben noch verschweigen wollte, auf die Sie indessen, wie es scheint, wohl selber kommen wollen, da Sie, wie Sie eben eingestanden haben, mir so viel zu sagen haben."

„Gründe, aus welchen ich ungern hier eingetreten bin?"

„Ja. Bereits drei Mal sind wir einander begegnet; und alle drei Male schienen Sie in Ihrer Haltung von denselben Gründen geleitet zu werden. Das erste Mal war es Nacht, Sie saßen finster und zusammengesunken in Ihrem Boot, und wurden noch viel finsterer, als ich mich nach Ihnen umdrehte; das zweite Mal, auf hoher See, wendeten Sie sich sogar ab, als Sie auf dem holländischen Schiff abermals die Fremde gewahrten; und das dritte Mal auf dem Campo Santo de la Consolacion — das ist nur wenige Tage her, Sie können noch nicht vergessen haben, welchen Eindruck es auf Sie machte, als Sie der Fremden zum dritten Mal begegnen mußten!"

„Nein, ich habe den Eindruck nicht vergessen," murmelte Wahlberg. „Und meine Gründe für meine — Haltung?"

Rosario hatte bisher mit gesenkten Augen gesprochen. Jetzt schaute sie zu ihm auf.

„Kann ich dafür, daß mein Gesicht Sie an Ihre ferne Braut erinnert und daß ich nicht so schön bin wie sie?" rief sie leidenschaftlich.

„An meine Braut?"

„Ja, Sennor."

Wahlberg lächelte und machte abermals einen Schritt gegen sie.

„Sie haben nur von drei Malen gesprochen, die wir

einander gesehen haben. Von dem vierten oder vielmehr ersten Mal sprechen Sie nicht."

Sie sah ihn überrascht an.

„Es war im Theater von Rotterdam; am Abend vor der Abreise. Wenn ich eine Braut hätte, würde ich dann wohl nach dem dritten Akt das Theater verlassen haben, als ich sah, daß zwei schöne Augen sich auf Alle richteten, nur auf mich allein nicht?"

„Sie waren damals im Theater?"

„Man gab die Afrikanerin. Ich bin kein Vasco de Gama, aber ich bin gleich ihm Seemann; und weil ich das bin und etwas von der Seefahrt verstehe, und gleich ihm viele fremde Küsten gesehen habe, so wunderte ich mich darüber, daß er trotz aller Seefahrten nur eine Selika mit schwarzem Gesicht und im Federkleide gefunden hat."

Er schwieg. Nach einer Weile hob sie den Kopf.

„Federkleider und schwarze Gesichter scheinen nicht nach Ihrem Geschmack zu sein. Sie würden etwas Anderes gefunden haben, nicht wahr?"

„Ein Kleid von schwarzer Seide und ein Gesicht von Schnee —"

„Caballero!"

Er beugte sich über sie hin.

„Bin ich zu schnell gewesen, Rosario?" flüsterte er.

„Ich kenne nicht die Sitten Ihres Vaterlandes, Senor. Aber ich habe mich in England aufgehalten und bilde mir

ein, daß die Sitten im Norden ähnlich sind. Was würde man dort drüben von einem Mädchen sagen, welches einen Mann nur wenige Mal gesehen hat, und welches, wenn er zum ersten Male mit ihr spricht, sofort — sofort — — was würde man von ihr sagen, Senmor?"

„Was mich nichts angeht. Mich geht nur an, was wir Beide uns zu sagen haben!"

„Das ist die Phrase von vorhin," sagte sie lächelnd. „Dadurch, daß Sie voraussetzen, daß auch ich Ihnen etwas zu sagen habe, maßen Sie sich Rechte an, deren Berechtigung Sie nimmermehr beweisen könnten."

Wahlberg lächelte ebenfalls. Er durchmaß mit einem letzten kleinen Schritt die kurze Strecke, welche ihn noch von ihr trennte, legte die Hand auf die Rückenlehne, an welcher ihr Kopf ruhte und sah lange in ihre großen, dunklen Augen.

„Sie maßen sich Rechte an, deren Berechtigung Sie nimmermehr beweisen könnten," wiederholte sie leise.

„Ich kann es, Rosario. Wenn ein Mädchen, das so schön und heißbegehrt ist, wie Sie, sich zurückzieht vom Tanz und sich einschließt in ein kleines ungestörtes Gemach —"

„Ich tanze nicht gern."

„Wenn sie sich zurückzieht in dieses ungestörte Gemach, um zu träumen von einem Schiffe, das sie vor Monaten auf hoher See gesehen —"

„Ich lauschte auf die Musik."

Er hob den Arm und deutete auf das Bild.

„Um zu träumen von meinem Schiff — um den Kopf in die Hand zu stützen und die schönen Augen einzig und allein zu richten auf mein Schiff — ich aber bin der Kapitän, ich gehöre zu meinem Schiff, und wer mein Schiff gern hat, der muß auch —"

Er trat schnell neben das Bild.

„Denn Kapitän und Schiff gehören stets zusammen, Rosario!"

Sie lächelte wieder.

„Damit sind aber auch die Beweise dafür, daß auch ich Ihnen etwas zu sagen hätte, erschöpft, Herr Kapitän. Was würden Sie thun, wenn ich das Bild mit dem Schiff in ein anderes Zimmer schaffen ließe? Sie, der Sie der Kapitän sind und zu ihm gehören, müßten ihm ja folgen; und ich bliebe hier allein, und mit den Beziehungen zum Bilde hätten auch alle meine Träume und damit auch Ihre Folgerungen aufgehört!"

„Es kommt darauf an, ob Sie allein bleiben können ohne dieses Bild."

„Senor!"

Wahlberg zuckte leicht die Achseln.

„Ich bin Seemann, Rosario; das heißt ein schlichter, einfacher Mann, der nichts Anderes zu sagen weiß, als was er eben gesagt hat. Was Seeleute sagen, lernten

sie von Wind und von Wellen, und — Sie kennen ja die beiden — das ist eintönig genug. Und wenn Sie mehr hören wollen, dann könnte ich nur das eben Gesagte noch einmal wiederholen. Ich bin ein schlichter Mann, und etwas Anderes fällt mir nicht ein."

Sie ließ den Blick über ihn weggleiten und lächelte wieder.

Dann stützte sie den Kopf in die Hand.

„Sie berufen sich darauf, daß Sie ein Seemann sind," flüsterte sie vor sich hin, „und auch Seemannsausdrücke haben Sie eben gebraucht. Und dennoch weiß ich nicht, was ich davon halten soll. Seemännische Empfindung ist das nicht. Nein, nein, sie ist das nicht; aber vielleicht ist es die Empfindung, welche ich — welche mir — mir —"

Wahlberg trat schnell an sie heran.

„Ist es diejenige Empfindung, welche Ihnen gefällt? Die Liebe?"

Ihre Hände schlossen sich fest um die Seitenlehnen des Stuhls.

„Liebe? Wer spricht von Liebe? Wenn ein Mädchen von Empfindung spricht — ich möchte wissen, wer Ihnen erlaubt hat, das in Liebe zu übersetzen? Sie schlichter Mann — schlicht? Sie? Was nennen Sie schlicht? Wer sprach von Liebe — Liebe? — — was weiß ich —?"

Das wurde hervorgebracht in tiefen, von langen

Pausen unterbrochenen Lauten, die getragen wurden von emporsteigenden Thränen. Sie verlor die Gewalt über sich, drehte das Gesicht zur Seite und versteckte es zwischen den Rosen und Nelken.

In diesem Augenblick brach die Ballmusik drüben ab.

Ob Wahlberg nicht seine Stimme hören mochte in der tiefen, seligen Stille, welche eingetreten war, ob er seine tiefe Bewegung zu bemeistern hatte oder ob er die Schönheit dieser Stunde festhalten und weitergenießen wollte — vielleicht wußte er es selber nicht. Er öffnete die Lippen, schloß sie wieder, und betrachtete allein ihr sichtbar gebliebenes schwarzes Haar.

Dann, die Augen nicht von dem fassungslosen Mädchen lassend, mit den Händen rechts und links nach hinten langend und öfter fehlgreifend, zog er einen Stuhl herbei und stellte ihn vor sich hin, so daß die hohe Lehne ihr zugekehrt war. Langsam drehte sie den Kopf.

Er setzte das rechte Knie auf das Polster, kreuzte die Hände auf der Rückenlehne und stützte das Kinn auf die gekreuzten Hände. So schaute er auf Rosario hinab, deren Körper noch immer weit zurückgelehnt und deren schönes, fassungsloses Gesicht jetzt nur wenige Spannen von dem seinen entfernt war.

Sie hatte ihm etwas unruhig zugeschaut. Dann sah sie zu ihm auf; er aber betrachtete sie und sprach kein Wort.

„Warum betrachten Sie mich?“ flüsterte sie nach einer Weile. „Woran denken Sie jetzt?“

„An Ihr schönes Gesicht.“

Sie lächelte.

„Und an Ihren Mund. Und jetzt, da Ihre Lippen mir so nahe sind, will ich Ihnen auch sagen, was ich dachte, als ich dieselben im Theater von Rotterdam zum ersten Mal sah. Sie hatten sich damals zurückgelegt, wie eben jetzt; und Ihr Mund war blaß, wie heute. Ich dachte also damals, wie sind die Lippen schöner, jetzt, da sie so blaß und ruhig sind, oder später, wenn sie einst — Rosario, Sie sind eben erröthet, nur Ihre Lippen sind noch blaß.“

Sie richtete sich auf und faßte nach ihrem Fächer, der auf dem kleinen Tisch vor ihr lag. Sie entfaltete den Fächer und bedeckte damit ihre Lippen.

„Ich bin weiter nichts, als ein Seemann,“ flüsterte Wahlberg. „Wenn ein Kurs mir verboten wird, dann schlag' ich einen andern ein —“

Seine Blicke zogen über ihren Hals und ihre Schultern. Sie griff schnell nach hinten und zog die Sammetportiere des Fensters um sich herum.

„Rosario — wenn sich aber auch auf dem andern Kurs Sturm erhebt — wohin soll ich segeln? Ich bin ja weiter nichts, als ein Seemann —“

„Der seine Sprache von Wind und Wellen gelernt hat — Sie einfacher Mann —"

„Ich will mich bessern, wenn Sie erst am Steuer stehen —"

„Erklären Sie mir zuerst das Wort schlicht —"

„Erst, wenn Sie am Steuer stehen. Und dann erst werde ich Ihnen auch sagen, was ich im Theater von Rotterdam dachte, als ich Ihre Lippen so bleich und ruhig sah. Damals, als ich Sie so ruhig und vornehm in Ihrer Loge sitzen sah, da hielt ich Sie für unnahbar und unerreichbar; das denkt man ja immer, wenn man unten im Parket sitzt und oben in den Logen Sammt und Seide sieht. Werden Sie mir böse sein, wenn ich heute nicht mehr so denke? An eine ferne Braut in Europa soll ich gedacht haben, als ich Sie auf dem Campo Santo sah? Vielleicht denke ich, wenn ich wieder in Europa bin, an eine Braut in Südamerika —"

„Sie gehen also fort von hier?"

„Wenn Sie es wünschen, bleibe ich hier; aber nur, wenn Sie es wünschen. Und da ich das noch nicht weiß — wie kann ich das wissen?"

„Sie schlichter, einfacher Mann! Warum erklären Sie mir nicht, was Sie unter schlicht verstehen?"

Sie betrachtete abwechselnd seine dunkelblauen Augen, seinen schmalen, blonden Bart und sein sonnverbranntes, männliches Gesicht. Dann zog sie den Fächer von den

Lippen, ließ die Portiere wieder rückwärts gleiten und seufzte.

„Aber wenn Sie einst wieder Sehnsucht empfinden nach Ihrem Schiff und nach der See? Denn man behauptet, daß die Seeleute —"

„Du sollst ja am Steuer stehen. Und wenn Du das nicht willst, dann möge mein Schiff doch versinken. Wenn es sein muß, draußen auf der Rhede an seinem Anker; und meinetwegen noch heute. Ich mache ja den Schiffbruch nicht mit, ich bin ja am Lande, im Hafen, bei Dir — soll ich hier bleiben, Rosario?"

Sie schaute ihn noch einmal an, senkte wieder die Augen und nickte.

Wahlberg faßte den Stuhl, auf welchem bisher sein Knie geruht hatte, und stellte ihn geräuschlos bei Seite.

Dann näherte er sich ihr wieder.

Sie bedeckte die Lippen abermals mit dem Fächer, zog auch wieder die Portiere um sich herum, sah ernst zu ihm auf und schüttelte langsam den Kopf.

Er wollte bitten; aber er kam nicht dazu. Denn zu gleicher Zeit drehten Beide den Kopf nach der Portiere hin.

Unvermittelt und ohne Einleitung, mächtig und majestätisch rauschte die Musik wieder durch die Säle. Sie spielte diesmal nicht zum Tanz. Es war eine feierliche, marschähnliche Melodie, welche unausgesetzt be-

gleitet wurde von Trommelwirbeln und dem dumpfen Dröhnen der Pauken.

Rosarios schönes Gesicht war während der letzten Minuten von sanfter, gleichmäßiger Rosenfarbe bedeckt gewesen. Mit dem Einsetzen der Musik verschwand dieselbe.

„Was geht drüben vor?“ fragte Wahlberg schnell.

„Ich weiß nicht. Man spielt die Nationalhymne.“

„Hat das etwas zu bedeuten?“

„Die Nationalhymne wird nur dann gespielt, wenn es sich um die Verherrlichung eines politischen Aktes handelt.“

Wahlberg wendete sich von der Portiere ab und schaute wieder Rosario an. Aber es geschah nicht mit der alten Gluth. War es nicht, als ob jene ernsten, mächtigen Klänge über ihr schönes Bild etwas warfen, das einem Trauerflor glich?

Sie erhob sich hastig.

„Führen Sie mich zu meinem Vater, Sennor.“

Wahlberg regte sich nicht. Die Nationalhymne wurde gespielt, wenn es sich um die Verherrlichung eines politischen Aktes handelte? Ein politischer Akt? Was ging in diesem Palast vor? Würde die unheimliche geheimnißvolle Szene jetzt gedeutet werden, von welcher er bei seinem Eintritt in dieses Haus Zeuge gewesen war?

Ein am Boden zappelnder Mensch, in der Luft eine blutige Faust, ein geschwungenes Messer —

Ein politischer Akt?

„Ich möchte mich zu meinem Vater begeben," flüsterte Rosario ängstlich. „Mein Vater befindet sich auf dem Ball; führen Sie mich zu meinem Vater, Sennor!"

Wahlberg war im Begriff, ihr den Arm zu bieten, als auf der andern Seite der Portiere sich ein Räuspern hören ließ, gleich darauf sich eine kleine, mit weißem Handschuh bekleidete Hand durch ihre Falten streckte, winkte, und endlich die Portiere sich theilte und Manuelas lachendes Gesicht zum Vorschein kam.

„Erst das Räuspern, dann meine Hand, und endlich mein Gesicht. Bin ich nicht ein diskretes Mädchen, Sennor Wahlberg?"

Rosario war wieder erröthet, als Manuela eingetreten war; sie trat schnell an die Seite der Letzteren und faßte ihren Arm.

„Warum fliehst Du vor ihm? Hat er Dir etwas gethan?" lachte Manuela. „Sennor Wahlberg, Papa hat drei oder vier Mal nach Ihnen gefragt; das letzte Mal sehr dringlich. Ich versprach ihm, Sie zu suchen; es scheint, als ob er wünschte, daß Sie sich die lebenden Bilder ansehen möchten, welche er in dem großen Saal arrangirt hat. Laß meinen Arm los, Rosario; und Sie, Sennor Wahlberg, geben Sie mir den Ihren!"

Wahlberg that es.

„Was giebt es drüben, Manolita?“ fragte Rosario.

„Hübsche Musik, bunte Röcke und allgemeine Spannung. Was kommen wird, weiß ich selber noch nicht; als ich den Saal verließ, sah es aus, als wenn die lebenden Bilder sich im nächsten Augenblick verwandeln müßten. Kommt es etwa nicht vor, daß Bilder sich in einem Augenblick verwandeln? Du bist ebenfalls ein lebendes Bild; vorhin warst Du bleich, jetzt bist Du roth; Du hast Dich also ebenfalls verwandelt! Nachher wirst Du mir erzählen, wie das gekommen ist. Wenn Du nicht willst, daß die Leute sich sofort über Deine intimen Angelegenheiten unterrichten, dann betritt erst eine Minute nach uns den Ballsaal; und wenn Du glaubst, daß dieses kleine Gemach schöne Erinnerungen für Dich enthält, dann brauchst Du es überhaupt nicht zu verlassen!“

Sie lachte hell auf und schlüpfte mit Wahlberg durch die Portiere.

VIII.

Auf dieser Seite rollte die scharf accentuirte und manchmal zum mächtigen Stoß ausholende Musik so laut, daß die Wände der Säle sie nur schwer zu pariren vermochten. Ueberall dröhnte und rüttelte es nach.

Manuela hatte kaum den anstoßenden Saal betreten, als sie stehen blieb, aus der frei gebliebenen Hand eine Röhre bildete und dieselbe empor nach Wahlbergs Ohr richtete.

„Die Musik ist zu laut, Sennor. Da Ihnen das Sprechen zu schwer werden würde, verzichte ich auf Ihre Unterhaltung.“

Wahlberg lachte.

Manuela zielte mit ihrer Trompete abermals nach oben.

„Um Ihnen zu beweisen, daß die Mädchen in dieser Stadt wohl erzogen sind, werde ich die Kosten der Unterhaltung allein tragen. Sprechen kann ich allerdings ebenfalls nicht; darum muß ich singen, natürlich so gut oder so schlecht, wie es mir von Gott gegeben ist.“

Wahlberg rechnete aus, daß Manuela und er ohne diesen Prolog schon lange im Hauptsaal angekommen sein könnten. Er schaute sie erwartungsvoll an.

Sie sah es und lachte.

„Papa hat drüben allerlei militärischen Pomp entfaltet," trompetete sie. „Ich weiß nicht, was er damit beabsichtigt; ich werde Sie indessen in würdiger Weise darauf vorbereiten. Das werde ich in folgender Weise thun — Sennor Wahlberg, wissen Sie übrigens, was es für eine Melodie ist, welche von der Musik in diesem Augenblick gespielt wird?"

„Ich denke, Ihre Nationalhymne."

„Daß Sie das wissen, beweist mir, daß Sie eben unter dem Einfluß schöner Augen gestanden haben. Kennen Sie auch den Text?"

„Nein."

„Den werden Sie also unter dem Einfluß von Augen kennen lernen, welche weniger schön sind. Halten Sie gleichen Schritt mit mir und adelante!"

Langsam und gravitätisch setzte sie die Füße vor einander, streckte pathetisch den Arm aus, warf den Kopf in den Nacken zurück und sang, der vorspielenden und begleitenden Musik folgend, die Hymne.

Manuela hatte das Pathos alsbald übertrieben und strahlte vor Uebermuth und Lebenslust; Wahlberg ging darauf ein, obgleich die vereinigte Wirkung des Inhalts

der Hymne und der feierlichen kriegerischen Musik und alles dessen, was in der Luft liegen mochte, nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben war.

Sie betraten den Hauptsaal.

An den Längswänden desselben war in je einer dreigliedrigen Abtheilung eine Kompagnie der argentinischen Garde aufmarschirt.

„Argentinisch" hieß sie nur in der amtlichen Sprache; viel eigentlicher war es eine Garde, die der Diktator zu seinem persönlichen Schutz geschaffen hatte.

Rosas hat ein stehendes Heer unterhalten, wie es an Zahl und guter Organisation früher oder später in Amerika nicht mehr existirt hat. Um seine Villa bei Palermo waren in Kasernen fünftausend Mann untergebracht; zehntausend Mann garnisonirten in dem befestigten Lager von Santos Lugares, einige Meilen südlich von Buenos Aires. Seine letzte Schlacht, die von Monte Caseros, vermochte er mit vierzigtausend Mann, also mit dem zehnten Theil seiner Unterthanen, zu schlagen.

Diese Truppenmasse trug rothe Uniformen, rothe Beinkleider, rothe Mützen; nur seine Garde hatte er dunkelblau und roth uniformirt.

Eine Abtheilung hielt also die Längsseiten des Ballsaales besetzt; an den Querseiten drängte sich in dichten Massen die Ballgesellschaft.

Man machte der Tochter des Diktators Platz; es

gelang ihr ohne große Mühe, in die vorderste Reihe zu gelangen. Dort glitt ihr Arm aus demjenigen Wahlbergs; der Letztere benutzte das, um wieder rückwärts zu drängen. Manuela schien es nicht zu bemerken, daß ihr Begleiter unsichtbar wurde; ihre Aufmerksamkeit schien durch die Dinge, welche in der Mitte des Saals vor sich gingen, vollständig in Anspruch genommen zu werden.

Dort stand Rosas. Er war allein; seine Garden würdigte er keines Blicks; dagegen schaute er bald rückwärts, bald vorwärts nach den Querseiten des Saals. Dort, hinter ihm, in einer der vorderen Reihen, stand Urquiza; hier, vor ihm, drängte eben seine Tochter nach vorn. Er schien auf etwas zu warten; hatte er nur auf seine Tochter und ihren Begleiter gewartet?

Vielleicht war es so.

Denn beinahe gleichzeitig mit dem Erscheinen Manuelas winkte er. Es erschallten Kommandorufe; die Garden, welche während des Spielens der Nationalhymne unter präsentirtem Gewehr gestanden hatten, schulterten. Die Musik brach ab.

Der Diktator, anscheinend jeden Einzelnen der vielen Hunderte von Anwesenden fest ins Auge fassend, drehte sich einmal langsam um sich selbst. Jedermann hielt sich für beobachtet; die Stille war lautlos und anhaltend.

Rosas räusperte sich.

„Senoras und Caballeros," begann er mit leicht bedeckter Stimme, „Sie wie ich, wir Alle wissen, daß ein Augenblick, der Pflicht gewidmet, niemals ein verlorener ist. Sie wie ich wissen, daß ein Augenblick der Mahnung — denn Mahnung ist ebenfalls Pflicht — welche laut wird inmitten der Freude, welche laut wird gerade dann, wenn Herz und Sinne im Taumel des Rausches unterliegen und vergessen wollen, sich eher ein Denkmal setzt, das Unterliegen und Vergessen siegreicher bekämpft, als in den Stunden der Gleichgiltigkeit, in welchen dem Herzen und den Sinnen an der Freude nichts gelegen ist. Der suveräne Wille eines großen Volkes hat mich an meine Stelle gestellt, um eine heilige Sache zu vertreten und zu schützen. Ich thue meine Pflicht. Ich strafe und verfolge nicht allein alle Diejenigen, welche ihre frevelhafte Hand gegen unsere heilige Sache, gegen die föderale Republik, die Gott schützen möge, erheben; ich strafe und verfolge auch Diejenigen — in Eurem Namen strafe ich sie — welche die Freunde und Vertheidiger der föderalen Republik verfolgen; was man ihnen that, hat man Euch und mir gethan. Ich strafe die Verräther und Verleumder; und wenn ich heute einen dieser Verräther und Verleumder züchtigte, wie er es verdiente, wer, ich frage, wer von Euch würde behaupten, ich hätte nicht meine Pflicht gethan?"

Rosas hob den Arm. Gleich darauf wurden die bisher geschlossenen Flügelthüren an der Seite des Saals

geöffnet, an der sich Urquiza befand. Die Menge gerieth in Bewegung, dann bildete sie eine Gasse.

Durch diese Gasse drängte, erst allmählich in gleichen Schritt kommend und die Richtung aufnehmend, eine von einem Korporal geführte Sektion Garden in den Saal.

Sie marschirten bis in die Mitte desselben, wo Rosas stand. Hinter ihnen ging ein Lakai in rother Livree, der eine silberne Platte trug; dann folgte abermals eine Sektion Garden.

Die Soldaten schlossen sich sofort den linken Flügeln der beiden Abtheilungen an. Dort, wo der Zug durchdrängte, war alle Welt bleich geworden. Die Uebrigen hoben die Köpfe, um sich darüber zu vergewissern, was der Lakai auf der Platte trug.

Zu ihnen gehörte Manuela. Sie als Tochter des Diktators hatte mehr als einmal ihr Vorrecht benutzt. So auch jetzt.

Sie machte einige Schritte in die Lichtung des Saals hinein und erhob sich auf den Fußspitzen.

Gleich darauf schrie sie gellend auf.

Auf der silbernen Platte befand sich eine kleine Lache von Blut; inmitten der Lache lagen zwei abgeschnittene Menschenohren.*)

„Papa, mein lieber Papa, warum hast Du das erlaubt?"

*) Der Vorgang ist historisch.

Rosas schaute sie an. In diesem Blick mochte nichts vorhanden sein, was an einen liebenden Vater erinnerte. Das junge Mädchen zog die Schultern nach vorn zusammen, kreuzte die Arme über der Brust und drängte wild in die Menge zurück.

Die bleichen Gesichter ringsum wendeten sich von dem Mittelpunkt des Saales ab und die Augen suchten sich. Gleichzeitig wurde überall ein leichtes Rauschen hörbar. Waren es Stimmen?

Der Diktator hatte sinnend auf die blutigen Ohren niedergesehen. Als das Rauschen sich hören ließ, hob er den Kopf. Wieder drehte er sich langsam um sich selbst; wieder schien sein Auge auf jedem Einzelnen der Anwesenden zu verweilen. Das Rauschen hörte auf; die Stille wurde wieder lautlos.

Es zog etwas über Rosas Gesicht. War es ein Lächeln?

Damit ein Volk nicht furchtbar werde, muß seine Regierung furchtbar sein; heute nicht zum ersten Mal, und heute nicht zum ersten Mal in derselben Gestalt hatte der Diktator von Buenos Aires jenen Grundsatz Dantons seinen Unterthanen vor die Augen geführt. Und er hatte es nicht nur vor seinen Unterthanen, er hatte es auch vor den Fremden gethan.

Es war nicht lange her, da war auf der Plaza de la Viktoria ein Volksfest zum Andenken an irgend eine

That aus dem Unabhängigkeitskriege gefeiert worden. Zu diesem Fest waren auch die damals noch wenig zahlreichen Vertreter des diplomatischen Korps mit ihren Damen geladen gewesen. In der Nacht brannte man in der Mitte des Platzes bengalische Feuer ab. Es wurde Konfekt herumgereicht, wobei Rosas jenen Damen in eigener Person servirte. Während er seine Meinung darüber abgab, welche Sorten Konfekt er für gut halte und welche für schlecht, vernahm man von dem bengalischen Feuer her ein Geheul, das man für thierisch hielt. Als eine Dame fragte, was denn dort vorginge, erklärte Rosas, stets von Konfekt sprechend und die andere Angelegenheit nebensächlich behandelnd, daß in dem bengalischen Feuer gerade ein Spanier verbrannt werde. Das Geschrei werde aber wahrscheinlich bald aufhören, da man in dieser Lage ja doch nicht lange zu schreien pflege. Dem französischen Diplomaten, dem bekannten Grafen Walewski, war diese Sache so sehr durch Mark und Bein gegangen, daß er sich sofort hatte abberufen lassen.

Nur ein Mann, ausgenommen Rosas, hatte heute im Kreise dieser erbleichten Menschen seine Ruhe bewahrt und vermochte sogar zu lächeln. Er lächelte nicht verdeckt und aus anderer Ursache, wie der Diktator, sondern frank und frei und zufrieden mit dem Einfall seines Herrn. Dieser Mann war derselbe, welcher die Mitglieder der Oppositionspartei einst hatte amtlich für wahnsinnig

erklären lassen, Aldao. Da lagen die blutigen abgeschnittenen Ohren; der Diktator, der den Tod nicht mehr für furchtbar genug hielt, um Schrecken einzuflößen, hatte, um die alte Wirkung zu erzielen, einen Menschen daran gestraft, womit er gesündigt; nun würde der Bestrafte in den Straßen herumlaufen und mit seinem verstümmelten Kopf Diejenigen warnen, welche im Begriff waren, ebenfalls zu sündigen. Aldao hielt den Einfall für genial.

Rosas richtete den Blick auf Urquiza.

„Derjenige, welchem diese Reste angehören, ist allen Anwesenden bekannt; er heißt Don Miguel Diaz. Ich hielt ihn für das, was er nicht war: für meinen Freund. Er sprengte aus, von mir gehört zu haben, daß ich Truppen nach Entre Rios senden würde; er sprengte aus, General Urquiza wäre sein Freund und er hätte es für seine Pflicht gehalten, Seine Exzellenz vor mir zu warnen. Die Verräther werden niemals alle werden; in unserer Hand steht nur, daß sie geringer werden. Darum schnitt ich diesem Verräther die Ohren ab, welche falsch gehört; darum rächte ich die beleidigte Freundschaft und hoffte, daß, nachdem ich den Beweis geliefert, wie sehr und wie heiß mein Herz für sie schlägt, sie unerschütterlicher denn je dastehen, keine Verleumdung sich fürder an sie wagen und sie ein Beispiel geben würde diesem Lande und diesem Volke. Hoffte ich vergebens, mein General?“

Aller Augen richteten sich auf Urquiza. Der trat im

feierlichen Menuettschritt aus der Reihe nach vorn. Denn was dieser Mann nächst den Verschwörungen am meisten liebte, waren Menuett und Kontretanz.

„Wie sollte Juan Manuel de Rosas vergebens hoffen? Beleidigte Freundschaft besitzt nur eine Stimme, spricht nur durch einen Mund; und wo die Stimme unseres großen Amerikaners spricht, die Stimme des erlauchten Wiederherstellers unserer Gesetze, da habe ich nichts mehr hinzuzufügen. Mein General! Das Einzige, welches ich, wäre ich weniger eins mit Eurer Exzellenz, hier zu fragen mir getrauen würde, ist: Warum kam der Verräther mit so geringer Strafe davon, warum trug er nicht voll und ganz die Folgen, welche das Attentat gegen unsere Freundschaft verdiente?"

„Weil dieses das Land der Freiheit ist, und weil im Bereich der Freiheit stets die Großmuth und die Gnade wohnt."

Rosas machte einige Schritte; Urquiza kam ihm, abermals im Menuettschritt, entgegen. Sie standen dicht vor einander.

„Nicht schmutziges europäisches Gold," fuhr der Diktator fort, „nicht ekelhaftes unitarisches Ungeziefer, nicht Verrath, nicht Verleumdung, nicht brandstiftende französische und englische Piraten, nichts auf der Welt soll jemals unsere heilige Sache erschüttern und die Freundschaft Derer entzweien, welche ihre Diener und Vertheidiger sind. Das walte Gott. Urquiza, Freund der Seele!"

„Freund der Seele, Rosas! Was that ich Großes, o Gott, daß Du mich einen Augenblick wie diesen erleben ließest? Rosas, Freund der Seele!“

Sie schauten noch einmal einander an.

Dann lächelten sie, hoben die Hände hoch in die Luft, senkten sie wieder und schlugen kräftig und herzlich ein. In dieser Haltung, mit verschränkten Händen, blieben sie stehen und fuhren fort, einander anzuschauen.

Von der Seite näherte sich Aldao, der Polizeichef, der ehemalige Mönch. Er lächelte mit eingezogenen Lippen, schaute dann zwischen Rosas und Urquiza hindurch zu der Militärmusik hinüber und reckte den Arm aus.

Im nächsten Augenblick wurden Kommandoworte hörbar. Die Garden präsentirten wieder und majestätisch und feierlich rollte die Nationalhymne abermals durch den Saal.

Die Hymne ist nicht kurz; die beiden Generale, sich mit demselben Lächeln ansehend, blieben Hand in Hand so lange einander gegenüber stehen, als die Hymne dauerte.

Der Lakai mochte vorher unterrichtet worden sein. Seine Schritte der langsamen Marschmusik anpassend, die silberne Platte mit den Menschenohren etwas hebend und vor sich hinstreckend, schritt er hier die Front der Garden hinab und drüben dieselbe hinauf. Wo er an den Lücken vorbeikam, in welchen die Gäste des Diktators standen,

verzogen diese etwas die Gesichter; zurückzuweichen wagte Niemand.

Wahlberg betrachtete das unerhörte Schauspiel.

Was waren die ehrlichen, graden Straßenkämpfe, durch welche man sich vor wenigen Jahren in den europäischen Hauptstädten gegen die Staatsgewalt aufgelehnt hatte, gegen den Lug und Trug und die Wildheit, mit welcher hier in Amerika die Vertreter der Staatsgewalt ihre Sache gegen einander führten? Waren das nicht abermals die Pizarros und Almagros, die befreit von der europäischen Königshand, welche sie früher zusammenhielt, nun aufs Neue und mit den alten blutigen Mitteln um die große historische Beute kämpften? Wenn jedoch die Pizarros und die Almagros kämpften, pflegte zu Grunde zu gehen, wer sich im Bereich ihres Kampfes befand; pflegten auch sie selber zu Grunde zu gehen. Wer von denen, die hier versammelt waren, würde das nächste Jahrzehnt erleben?

Er suchte die beiden Mädchen mit den Augen.

Drüben stand Manuela; sie hatte die Augen niedergeschlagen und lächelte gezwungen. Rosario befand sich in seiner Nähe, nur wenige Schritte von ihm entfernt; ihr bleiches Gesicht war ohne Ausdruck nach der Mitte des Saales auf die unbewegliche Gruppe der beiden Todfeinde gerichtet.

Die allgemeine Aufmerksamkeit galt theils ebenfalls

dem Diktator und Urquiza, theils der silbernen Schüssel des Lakaien. Wahlberg faßte einen Entschluß; es gelang ihm, unbemerkt an die Seite des jungen Mädchens zu kommen.

Gerade jetzt kam der Lakai vorbei. Rosario drehte schnell den Kopf von den blutigen Resten fort, und ihre Augen begegneten denen des dicht neben ihr stehenden Wahlberg.

„Das Leben ist kurz, Rosario," flüsterte er.

„Darum genießen Sie es," stieß sie hervor, „kehren Sie nach Europa zurück und genießen Sie es."

„Genießen kann man es überall. Seien Sie mir behilflich, damit ich es hier genießen kann. Sollen wir uns unter dem Eindruck dieser Szene trennen?"

„Welcher andere Eindruck soll sie verwischen?"

„Unsere Unterhaltung wurde vorhin unterbrochen —"

„Hier kann sie nicht fortgesetzt werden."

„Aber anderswo. Die Nacht ist schön; gönnen Sie mir eine schöne Stunde in dieser schönen Nacht."

Sie sah ihn mit ihren großen Augen an; dann senkte sie den Kopf.

„Ich weiß, wo Sie wohnen, Rosario," sagte er leise.

„Ich weiß nicht, ob ich nach einer Stunde schon nach Hause zurückgekehrt sein werde," flüsterte sie.

Nach einer Pause hob sie langsam den Kopf wieder

empor. Als sie sein Lächeln sah, erröthete sie und schnellte den Kopf nach der Seite.

„Mir ist, als hätte der Polizeichef eben zu uns herübergesehen, und der Ausdruck in seinem Gesicht — ich fürchte mich. Bitte, trennen Sie sich von mir," bat sie hastig.

Wahlberg that es.

Gleich darauf brach die Musik ab. Es folgte ein Kontretanz; der Diktator führte Rosario Urquiza und der Gouverneur von Entre Rios tanzte mit Manuela Rosas. —

Wahlberg stand unten an ihrem Fenster. Es verging eine Stunde; dann hatten sie einander nichts mehr mitzutheilen. Die Worte wurden kürzer und seltener und die Pausen länger. Endlich schwiegen sie Beide.

Die Worte hatten alle Hindernisse fortgeräumt; die Augen bedurften keiner Entschuldigungen mehr, um heiß und ganz ineinander zu weilen. Er schaute zu ihr hinauf; sie versuchte manchmal den Rand ihres entfalteten Fächers zu betrachten, ließ denselben aber immer bald im Stich und schaute zu Wahlberg hinab.

„Welch' schöne Nacht, Rosario!"

Sie lächelte und antwortete nicht. Er lächelte ebenfalls.

„Du lachst mich aus, weil ich Dir nichts mehr zu sagen weiß?"

„Wie könnte ich mehr verlangen, nachdem Sie in Manolitas Zimmer so viel gesprochen haben?"

„Spötterin. Morgen werden wir uns mehr zu erzählen haben. Heute — was thut man, Rosario, wenn man sich nichts mehr zu sagen hat?"

„Man geht nach Hause," lachte sie leise.

Er legte die Hand auf den Sockel einer der gemeißelten Marmorstützen, welche die Balustrade der Fenster trugen und zog seinen Körper dicht an die Mauer heran.

Rosario beugte sich etwas über die Brüstung hinweg. Ihr schöner Kopf schwebte über dem seinen.

„Man geht nach Hause?" flüsterte er. „Ist das das Einzige, was übrig bleibt, wenn man sich nichts mehr zu sagen hat?"

Er betrachtete den Mund, der ihm so nahe war.

Sie lächelte, schmückte ihren Mund mit dem höchsten Liebreiz, schüttelte aber den Kopf.

„Rosario!"

„Später."

„Ich weiß nicht, wie es mir gehen wird. Willst Du mir nicht eine Erinnerung auf den Weg mitgeben?"

Ihr Lächeln verblich. Langsam schob sie den Fächer zusammen.

„Soll ich ohne diese Erinnerung fortgehen, Rosario?" wiederholte er.

„Das Gespräch in Manolitas Gemach und die Fortsetzung hier vor dem Fenster, ist das keine Erinnerung?“ fragte sie leise.

„Gewiß. Aber eine Königin ohne Krone.“

Sie begann wieder zu lächeln, entfaltete auch wieder den Fächer und ließ ihn langsam gegen die Brust wehen.

Noch einen langen Blick richtete sie auf ihn, dann schlug sie die Augen nieder. Der Fächer fuhr in seiner langsamen Bewegung fort.

„Sie haben mir eben gesagt,“ begann sie tief und kaum hörbar, „Sie haben mir gesagt, daß in jener unheimlichen Nacht, in welcher die See so hoch ging und in der Sie auf den Mast Ihres Schiffes gestiegen waren — Sie haben mir gesagt, daß, als Sie damals in Gefahr waren und hoffnungslos über den Wellen schwebten, alle Erinnerungen Ihres Lebens an Ihnen vorüberzogen und als letzte Ihnen mein Gesicht erschien. Oder war es nicht so?“

„Es war die letzte.“

Rosario schlug die Augen wieder auf und schaute ihn an.

„Damals also verschwand mein Gesicht —“

Langsam trat sie einen Schritt in das Zimmer zurück.

In Wahlbergs Augen flammte es auf. Er schwang

sich zu der Balustrade empor, bog sich nach vorn und streckte den Arm aus.

Das seidene Kleid rauschte leise; ihre schöne Gestalt gab nach.

Ihre weißen Arme lösten sich erst dann von seinem Halse, als sein Arm, mit welchem er ihre Taille umfaßt hielt, längst locker geworden war.

Sie schauten sich an.

„Ob Deine Lippen noch immer so blaß sind, wie vorhin, Rosario?" flüsterte er.

„Man sagte mir vorhin, daß die Erinnerung an diese Nacht bisher wie eine Königin ohne Krone war. Trägt die Königin jetzt eine Krone?" fragte sie leise zurück.

Er streckte abermals den Arm aus.

Ihr Kopf ruhte an seiner Schulter; sie schaute darüber hinweg in die Nacht hinaus. Es vergingen einige Minuten; plötzlich richtete sie sich auf.

„Husch!"

Wahlberg saß auf der Balustrade. Als Rosario zusammenschrak, sah er ihr in das Gesicht; ihre Augen waren groß und erschreckt drüben auf die Mauer gerichtet, welche die Orangenplantage von der Straße abschloß. Wahlberg sah ebenfalls hinüber; es war nichts sichtbar.

„Was giebt es, Rosario?"

„Vielleicht habe ich mich getäuscht. Es schien sich drüben eben etwas von der Mauer abzulösen und dann

an ihr entlang zu huschen. Aber das Licht ist so ungewiß; vielleicht habe ich mich getäuscht."

„Ein Nebenbuhler?" fragte Wahlberg lächelnd.

„Das glaube ich nicht. Ich habe seit meiner Rückkehr aus England an unserer Gesellschaft noch nicht wieder theilgenommen, und heute Abend im Hause Don Juan Manuels habe ich nur einen einzigen Mann kennen gelernt. Bist Du auf diesen Mann eifersüchtig?"

Er drückte sie an sich; sie wand sich aus seinem Arm und wurde wieder ernst.

„Daß der drüben, wenn es wirklich Jemand gewesen ist, unsertwegen sich dort versteckt gehalten hat, glaube ich nicht," sagte sie nachdenklich. „Vielleicht ist es ein politischer Späher gewesen, der es auf meinen Vater abgesehen hat. Aber warum blieb er nicht stehen? Wir bemerkten ihn ja nicht; warum lief er fort?"

Wahlberg schaute die Straße entlang.

„Wenn er sich nicht für sicher hielt oder verfolgt glaubte, dann hat er das aus seiner Phantasie geschöpft. Auf der Straße ist nichts zu sehen."

Vielleicht hält man sich drüben hinter der Mauer auf."

Wahlberg betrachtete die Mauer. Sie war von ungleicher Höhe, manchmal von Mannshöhe, manchmal darüber hinaus, einige Male aber auch niedriger, so daß man über sie hinwegsehen konnte. Es war nicht

unmöglich, daß auf der andern Seite etwas vorgegangen war, was man auf dieser Seite bemerkt hatte.

„Und hier im Hause, Rosario? Ist vielleicht vom Hause aus etwas sichtbar gewesen, was den Aufpasser drüben in die Flucht getrieben hat? Hat vielleicht Dein Papa einen Menschen dorthin gestellt, der ihm Rechenschaft ablegen soll über die Intriguen seiner schönen Tochter? Hat er ihm vielleicht eben ein Zeichen gegeben, sich zurückzuziehen, weil er im Begriff ist, seiner Tochter einen Verweis zu geben?"

Sie schüttelte den Kopf und lachte.

„Hast Du nicht gesehen, wie sehr Don Juan Manuel seine Manolita lieb hat? Ebenso lieb hat mein Papa mich. In diesen Dingen sind sie hier nicht zu fürchten. Um so mehr muß ich mir den Kopf darüber zerbrechen, wer oder was das dort drüben eben gewesen ist."

„Vielleicht nichts."

„Wollte Gott! Aber selbst dann, wenn es nichts gewesen ist — ich habe Furcht. Gieb mir Deine Adresse und komme nicht wieder, bevor ich Dich rufe. Mit Manolitas Hilfe werde ich Gelegenheit und Ort finden, an dem wir uns sehen können, ohne fürchten zu müssen."

IX.

Es war am Tage nach dem Ball in den Mittagsstunden.

Rosas befand sich wieder in seinem Gemach, saß im Lehnstuhl, hatte das Kinn dicht auf die Brust gesenkt und schaute düster auf einen Brief, der aufgeschlagen vor ihm lag.

Auf der anderen Seite des viereckigen Schreibtisches stand Aldao, wiegte seinen Körper ab und zu nach vorn und ließ ihn von dem Schreibtisch wieder zurückschnellen. Seine umgekehrten Hände waren leicht auf den Tisch gestützt; seine Augen waren unverwandt auf den Diktator gerichtet.

„Daß die Gauchos von Entre Rios sich in immer größerer Anzahl an den Stellen konzentriren, an welchen sie in direkter Fühlung mit den Verstärkungen aus Brasilien und Uruguay bleiben können, ist nicht die einzige schlechte Nachricht dieses Morgens," sagte der Diktator leise. „Man hat mir vor einer Stunde einen Brief gebracht, dessen Inhalt mich persönlich angeht, dessen Wirkung aber kaum geringer ist, als — lest, Aldao."

Er schob das aufgeschlagene Schreiben zu dem Polizeichef hinüber.

Der drehte es um und suchte nach der Unterschrift.

„Anonym?“

„Lest.“

Aldao las, machte während der Lektüre eine Bewegung, wurde aber gleich wieder ruhig und gab den Brief schweigend zurück.

„Eure Meinung, Aldao?“

„Die Sache geht mich ebenfalls an, Senor.“

„Und zwar in einem Maße, welches nicht gering ist,“ sagte Rosas düster lächelnd. „Eure Meinung?“

„Erlauben Sie mir eine Frage, Don Juan Manuel. Haben Sie den Brief an Pacheco, welchen der Deutsche an Bord seines Schiffes im Schrank liegen haben soll, in der That geschrieben?“

„Ja, Mann. Es war vor zehn Jahren, als die Unitarier im Norden den Kopf hoch zu tragen begannen. Ich sprach in dem Briefe den Wunsch aus, daß der gefangene Acha Euch überantwortet würde; ich setzte voraus, daß unter allen jenen Schwachköpfen Ihr der Einzige sein würdet, der wüßte, was er mit Acha anzufangen hätte.“

Aldao lächelte.

„Ich habe Ihren Befehl niemals empfangen und von Ihrer Voraussetzung niemals etwas gehört.“

Rosas lächelte.

„Und trotzdem war Acha, als er in Eure Hände gerieth, ein todter Mann.“

„Das Verständniß ersetzt den Befehl, Sennor.“

„Ihr habt recht. Aber was hat Pacheco mit meinem Schreiben gemacht?“

„Pacheco galt stets für treu; er wird es verloren haben. Die Hauptsache ist, daß dieses Schreiben sich jetzt in den Händen des Deutschen befindet.“

Rosas erhob sich und ging mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab.

„Zu welchem Zweck der Deutsche es in seine Hände gebracht hat, das wird die Untersuchung ergeben,“ fuhr Aldao fort.

Rosas blieb in der Mitte des Gemaches stehen.

„Glaubt Ihr, daß der Deutsche das Schreiben in der That besitzt?“

„Nichts ist leichter zu erfahren, als das. Wir gehen an Bord und untersuchen den Schrank, von welchem in dem Schreiben die Rede ist.“

„Ich will nicht, daß er etwas davon erfährt,“ sagte Rosas gepreßt.

„Er erfährt nichts davon. Nach der Untersuchung isoliren wir das Schiff und schicken Proviant an Bord im Namen des Kapitäns, auch auf seine Anordnung, aber durch Leute, welche uns ergeben sind. Er selber begiebt sich nur

alle vierzehn Tage an Bord; er wird also so bald nicht erfahren, daß wir seinem Schiff einen Besuch abgestattet haben. Er wird auch nichts durch seine Leute oder durch seinen Steuermann erfahren, wenn Sie ihm sagen, daß er seinen Leuten verbietet, an das Land zu kommen. Wenn sein Steuermann an ihn schreibt, so geht dessen Brief durch unsere Hände. Wenn er sich endlich selber an Bord begeben will, dann wird es längst feststehen, ob er für überführt gelten kann oder unschuldig ist. Wenn er Alles erfährt und unschuldig ist, können wir ihn ja um Entschuldigung bitten," setzte Aldao höhnisch hinzu.

„Ueberführen — welcher Sache wollt Ihr ihn überführen?" fragte Rosas mit gesenkten Augen von der Mitte des Zimmers her.

Aldao lächelte und ließ seinen Körper wieder von dem Schreibtisch abfedern.

„Sennor, der Deutsche hat einen Brief in Händen, der Sie kompromittirt —"

„Euch kompromittirt der Brief ebenfalls —"

„Ich bin Nebensache."

„Da er Euch ebenfalls kompromittirt, darf ich Euch nicht hindern," murmelte Rosas. „Ihr habt Vollmacht."

Aldao zuckte die Achseln.

„Sennor, wenn ich von einer Ueberführung des Deutschen sprach, so glaubte ich nicht, daß das Hauptvergehen, dessen er überführt werden sollte, in dem Besitz

eines Briefes von Ihrer Hand bestände. Nein, Senor. Es gehen andere Briefe in der Welt um, die ebenfalls von Ihrer Hand sind und welche mehr gegen Sie sprechen, als der Brief an Pacheco."

„Und wessen wollt Ihr ihn außerdem überführen?" fragte Rosas heiser.

„Haben Sie bemerkt, Don Juan Manuel, daß er seit einiger Zeit die rothe Rosette trägt?"

Der Diktator faltete die Stirn noch tiefer.

„Ja, er trägt die Rosette," murmelte er. „Und was folgert Ihr daraus?"

„Er trägt unsere Rosette, nachdem er sie in jener Nacht auf der Plaza de la Victoria, als Sie sich seiner annahmen, mit Füßen getreten hat; er trägt sie, obgleich er weiß, daß Sie das nicht von ihm verlangen."

„Und was folgert Ihr daraus, Mann?" stieß der Diktator hervor.

Aldao zuckte wieder die Achseln.

„Don Juan Manuel, so lange er unser Abzeichen nicht trug, hatte er nichts zu verbergen; jetzt, da er es ohne Grund angelegt hat, scheint er etwas zu verbergen zu haben."

„Kommt Ihr mir mit jesuitischen Grundsätzen, Mann? Wißt Ihr nicht, daß ich die Jesuiten zum Teufel gejagt habe?"

Aldao antwortete nicht. Rosas begann hastig im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Sennor, in welcher Stärke konzentriren sich die Gauchos?“ fragte Aldao nach einer Weile gleichgiltig.

Rosas blieb wieder stehen und schaute über die Schulter nach dem Andern zurück.

„Aldao, wenn ich nicht Euren verrückten Haß gegen die Ausländer kennte — listig und verschlagen seid Ihr, wie ein Jago, ich aber bin kein dummer Teufel von Othello, Aldao.“

Der Angeredete spielte mit einem Briefbeschwerer.

„Wißt Ihr etwas Genaueres über den Deutschen?“ fragte Rosas scharf.

„Sennor, meine Voraussetzung, daß er mit seinem ehemaligen Steuermann unter einer Decke steckt, hat sich als hinfällig erwiesen,“ sagte Aldao ruhig.

Rosas faßte ihn ins Auge und trat dicht an ihn heran.

„Ihr wollt damit sagen, daß Ihr etwas Anderes, Wichtigeres gefunden habt, welches ihn noch mehr belasten kann, als sein Einverständniß mit dem ehemaligen Steuermann?“

Aldao hob den Kopf.

„Das Einverständniß mit dem Steuermann war nur deshalb gefährlich, weil der Steuermann ein Freund des verdächtigen Meldoni ist. Das Einverständniß ist nicht vorhanden; die Zwischenträgerei scheint dem Deutschen verhaßt zu sein; haben Sie bemerkt, Don Juan Manuel,

daß er gestern während des Balles mit Urquiza nicht ein einziges Wort, nicht einen Blick gewechselt hat, obgleich sich ihm dafür hundert Gelegenheiten boten?"

„Da hinaus wollt Ihr? Mein Gott, Aldao, er hat mit Urquiza nicht gesprochen, weil er ihn gar nicht kannte!"

„Obgleich er ein Verhältniß mit Urquizas Tochter unterhält?"

Rosas machte eine Bewegung; gleich darauf drehte er dem Andern den Rücken zu. Aldao lächelte.

Der Diktator begann wieder auf und ab zu gehen.

Das Lächeln Aldaos verschwand.

„Sennor," begann er wieder, „der Deutsche besitzt eine Persönlichkeit, welche sich sehen lassen kann; er selber wird das noch besser wissen, als alle Anderen. Wenn er das weiß, warum präsentirt er sich denn nicht dem General, warum sagt er nicht, ich bin der und der und bitte um die Hand Ihrer Tochter? Aber er thut es nicht; er unterhält die Liebschaft mit der Tochter; aber den künftigen Schwiegervater verleugnet er im eigenen Interesse und im Interesse des Schwiegervaters. Don Juan Manuel, sie haben gestern kein Wort mit einander gesprochen, sie haben sich kaum angesehen. Warum haben sie das nicht gethan?"

Rosas ging mit schweren Schritten durch das Zimmer,

ließ sich in den Lehnstuhl fallen und stützte den Kopf in die Hand.

„Laßt mich in Ruh!“ murmelte er.

Aldao näherte sich dem Lehnstuhl; sein Gesicht war ernst und beinahe unbeweglich.

„Don Juan Manuel, alle Welt weiß, daß Sie weit davon entfernt sind, leichtgläubig zu sein wie Othello. Ich wußte, daß Sie Positives von mir verlangen würden. Darum bin ich gestern nach dem Ball dem Deutschen nachgegangen; ich war zugegen, als er mit der Tochter Urquizas sprach; ich sah, wie Beide Arm in Arm standen, ich sah, wie sie sich küßten —“

„Wenn sie ihn gern hat, warum läßt sie ihn nicht in das Haus hinein?“

„Dagegen sträubt sich vielleicht das Temperament der Sennorita de Urquiza.“

„Wie haben die Beiden sich kennen gelernt?“

„Durch den Vater, Sennor. Das Liebesverhältniß der Beiden ist ja nicht das Wichtigere; das Wichtigere ist, daß die Verbindung mit dem Vater vorausgegangen sein muß —“

„Warum steht er in Verbindung mit dem Vater?“

„Das wird die Zeit lehren, Sennor.“

Aldao schwieg und Rosas glaubte. Wie nahe lag es ihm nicht, daran zu denken, daß Rosario Urquiza den deutschen Kapitän in Rotterdam oder auf hoher See zum

ersten Mal gesehen hatte; eben dasselbe hatte er ja von seiner Tochter vorausgesetzt; aber es fiel ihm nicht ein, diesen Gedankengang auf Rosario anzuwenden. Sein Kind war nicht direkt beleidigt; beleidigt war es nur in ihm, ihrem Vater, der sich Hoffnungen hingegeben, in denen er sich so plötzlich getäuscht sah; in denen er sich um so wirkungsvoller getäuscht sah, als er sein Kind für das Beste und Schönste hielt auf der ganzen Welt. Seine gekränkte Vaterliebe vereinigte sich mit dem natürlichen Mißtrauen des Tyrannen, das keinem Menschen gegenüber jemals ganz erstorben war. Dem Deutschen gegenüber war es nur dank einer vorübergehenden Willensäußerung, dank der Ueberzeugung einer unerträglichen Vereinsamung, dank endlich der Liebe zu seiner Tochter, welche er um jeden Preis glücklich sehen wollte und die nach dem deutschen Kapitän gefragt, möglich gewesen, daß er denselben an sich gezogen hatte. Vertrauen und Hoffnungen, eines durch die anderen, und umgekehrt, waren nun im Begriff, in Trümmer zu gehen.

Er betrachtete seinen Polizeichef. Aldao war früher Mönch gewesen, hatte dann die Kutte von sich geworfen, und war später der blutigste Satan geworden, der je in den Provinzen des Nordens im Namen des Diktators gefochten hatte. Man sagte dem ehemaligen Priester nach, daß er die Frauen jener Provinzen so sehr für sein Monopol erklärt hatte, daß mit Ausnahme der Bewohner der größeren

Städte kein Argentinier des flachen Landes sich fernerhin verheirathen wollte, weil, so lange Aldao im Norden kommandirte, eine Braut oder Frau auf die Dauer ihrem Verlobten oder Gatten ja doch nicht angehören würde. Aldao war Derjenige gewesen, der die Unitarier auf ganz andere Weise verfolgt hatte, als durch das Beil oder durch den Dolch. Aldao hatte die Mitglieder der Oppositionspartei einfach für verrückt erklären lassen und hatte Irrenhäuser für sie gebaut, in welchen sie die Zwangsjacke tragen mußten und täglich durchgepeitscht wurden.

Rosas kannte die Geschichte dieses Mannes. Er betrachtete ihn; konnte er ihm trauen?

„Woher wißt Ihr, Aldao, daß kein Einverständniß zwischen dem Sennor Wahlberg und seinem ehemaligen Steuermann besteht?"

„Weil der Steuermann Derjenige ist, der diesen anonymen Brief geschrieben hat, Sennor."

Rosas schaute düster vor sich hin.

„Wir schließen, wo wir hätten beginnen sollen," murmelte er, „ich hätte schon längst nach dem Ursprung dieses Briefes fragen müssen. Haltet mir darüber Vortrag, Aldao," fügte er laut hinzu.

„Sennor! Der Mann hat heute Nacht die Entrevista zwischen seinem Kapitän und der Sennorita Urquiza belauscht, wußte aber nicht, daß wir ihn seinerseits belauschten. Heute Morgen hat man ihn beobachtet, wie er den

an Sie gerichteten Brief im Gouvernementsgebäude abgab. Don Juan Manuel, da dieser Brief vielleicht nicht der letzte ist, den er an Sie schreiben wird, so bitte ich darum, ihn noch einige Zeit frei herumgehen zu lassen; ihn und den Italiener Meldoni, Sennor."

Rosas nickte.

„Wir behalten ihn in der Hand und erfahren die Geheimnisse des Sennor Wahlberg, Sennor."

„Gut."

Rosas erhob sich und trat mit zwei leichten, elastischen Schritten an die Seite des Tisches.

Aldao wich rückwärts gehend bis in die Mitte des Zimmers zurück; dort blieb er stehen und senkte unterwürfig das Haupt.

„Schafft mir den Brief, den ich an Pacheco geschrieben habe, Aldao; Ihr habt Vollmacht. Bewacht mir auch den Sennor Wahlberg; abgesehen von jeder Handlung gegen ihn, die allein mir vorbehalten bleibt, habt Ihr auch Vollmacht gegen ihn. Hört!"

„Sennor?"

Rosas trat an die Vorderkante des Tisches. Er kreuzte die Arme über die Brust; nach den ersten Worten fing er leicht an zu gestikuliren.

„Ich weiß nicht, ob die abgeschnittenen Ohren von gestern Abend ihre Wirkung thun werden, Aldao. Es ist möglich, daß die Angelegenheit sich nicht in solchem

Umfange in Buenos Aires verbreitet hat, wie ich hoffe. Benachrichtigt die Mazorka, Aldao. Sagt den Freunden, daß heute Nacht zehn oder zwölf Gruppen gebildet werden sollen; die möchten sich über die ganze Stadt vertheilen —"

Rosas brach ab. Aldao trat langsam näher.

„Sennor?"

„Nichts Ueberflüssiges, Aldao. Nur Richtiges, nur schrecken wollen —"

„Sennor?"

„Der Tod nur da wo er verdient ist, Aldao. Wo Ihr nicht sicher seid, holt meine Instruktionen ein. Es soll nur geglaubt werden, daß die Kraft noch immer dieselbe ist. Laßt auch die Freunde die Tracht ihres Handwerks anlegen; es soll auch geglaubt werden, daß die Mazorka noch existirt, wie vor zehn Jahren. Verstanden?"

„Ja, Sennor."

„Die Liste der Verdächtigen ist Euch besser bekannt, als mir. Ich wiederhole es Euch; wo Ihr nicht sicher seid, schickt zu mir und fragt."

„Don Juan Manuel, wünschen Sie, daß sich am Nachmittage wieder Jemand zu dem Deutschen begiebt um ihn einzuladen, Sie heute Abend zu begleiten?"

Rosas drehte den Kopf und senkte die Augen; sein Blick fiel auf den anonymen Brief.

„Wenn Ihr den Korridor betretet," sagte er nach einer Pause, „so schickt einen Lakaien zu meiner Tochter. Sie möchte ihre Violine stimmen; ich würde diesen Abend in ihrer Gesellschaft zubringen. Adios, Aldao."

X.

Als Wahlberg an diesem Tage bis in die späten Nachmittagsstunden gewartet hatte und wider Erwarten keine Botschaft von Rosas gekommen war, beschloß er, weil er eine Promenade vor Rosarios Fenstern für fruchtlos hielt und er weder sie noch sich selber durch ziellose Nachtwandelei in Gefahr bringen wollte, den heutigen Abend dem Dänen zu widmen, der ihn so viele Male vergebens zu sich eingeladen hatte.

Er meldete sich also zum Abendessen an und wurde liebenswürdig angenommen.

Nachdem sie gespeist hatten, entkorkte der Däne seine Flaschen europäischen Biers. Die Nacht schritt vor; Andersen schickte seine Haushälterin, eine alte Mulattin, zur Ruhe und bediente seinen Gast selbst.

„So, die ist besorgt und aufgehoben," sagte Andersen, als die Haushälterin hinausgegangen war. „Jetzt können wir wieder frei von der Leber weg reden."

„Trauen Sie Ihrer Haushälterin nicht?"

„Ich weiß nicht. Seitdem er die Neger und

Mulatten freigemacht hat, sollen sie ihm ihre Dankbarkeit dadurch bezeugen, daß sie, wenn sie in den Familien Dienerstellen inne haben, spioniren und seinen Polizisten alles mögliche Gehörte, Nichtgehörte oder Unerhörte hinterbringen. Ich traue meinem alten Weibe das freilich nicht zu; aber besser ist besser, lieber Kapitän Wahlberg."

„Er hat sie freigemacht? Ihm bezeugen sie ihre Dankbarkeit? Wer ist dieser ‚er' und ‚ihm', Herr Andersen?" fragte Wahlberg lächelnd.

„Ich sagte eben, daß besser besser ist; besser erscheint es mir auch, wenn wir seinen Namen nicht ohne Noth aussprechen, auch nicht einmal in deutscher Sprache."

Wahlberg rauchte seine Zigarre und antwortete nicht.

„Ich freue mich über zweierlei, Kapitän," fuhr der Däne fort. „Erstens, daß Sie im Laufe dieser Tage etwas vorsichtiger geworden sind und mich nicht ohne Weiteres auslachen, nachdem ich meine Andeutungen auf ein diplomatisches ‚er' und ‚ihn' beschränkt habe. Zweitens gratulire ich Ihnen dazu, daß Sie das Versprechen, welches Sie mir vor vierzehn Tagen gegeben haben, so tapfer halten und mit der Rosette im Knopfloch herumlaufen."

Wahlberg lachte und betrachtete seine Rosette.

„Das Ding fängt an, schmutzig zu werden; geben Sie mir nachher eine neue, Herr Andersen."

„Gern. Und jetzt, da wir unter vier Augen sind,

benutze ich die Gelegenheit, Ihnen eine Frage vorzulegen. Ihr Schiff ist seit acht Tagen leer und könnte längst wieder seeklar sein. Trotzdem treiben Sie sich noch immer hier in Buenos Aires herum. Was soll man davon halten?"

„Vielleicht warte ich auf Befrachtung," antwortete Wahlberg lächelnd, aber ohne den Makler anzusehen.

„Kapitän Wahlberg, Sie wissen sehr gut, daß Sie unter den obwaltenden Umständen hier Monate lang vergebens auf eine Fracht warten können."

„Gut, dann warte ich eben vergebens," sagte Wahlberg gleichgiltig.

Andersen zog die Schultern hoch.

„Wenn Sie es aushalten können, ist nichts darauf zu erwidern. Warum versegeln Sie nicht nach Wilmington und schaffen von dort aus Baumwolle nach Europa? Man hat mir von Nordamerika aus geschrieben, daß die Baumwollenernte so gut ausgefallen ist, daß man dort nicht genug Schiffe zur Verfügung haben kann. Warum benutzen Sie das nicht?"

„Die Yankees sind mir nicht sympathisch," sagte Wahlberg und trank gleichmüthig sein Bier.

Andersen schlug ärgerlich mit der Hand auf den Tisch.

„Teufel, Kapitän Wahlberg, wenn Sie nach der-

gleichen Grundsätzen Geschäfte machen wollen, dann ist es schwer, Ihnen gegenüber Makler zu sein!"

„Ich mache hier bessere Geschäfte, Herr Andersen."

„So? Und was sind das für Geschäfte?"

„Alles zu seiner Zeit, Herr Andersen."

Der Däne schaute ihn an und wiegte dann nachdenklich den Kopf.

„Ich weiß nicht, was Sie hier für Geschäfte machen könnten. Ich weiß aber, daß Sie sich während der Nacht nach wie vor mit verdächtigem Gesindel herumtreiben. Wenn das Ihre Geschäfte sind — bei denen kann ich Ihnen leider nicht helfen. Ich habe Ihnen nichts zu befehlen, Kapitän Wahlberg; aber ich warne Sie nochmals, nehmen Sie sich in Acht."

„Ich nehme mich in Acht, Herr Andersen."

Der Däne sah ihn an, als wenn er ihm nicht recht traute.

„Es ist noch ein anderer Grund, aus welchem ich wünschte, daß Sie sich seeklar machten, Kapitän. Wissen Sie, daß die Engländer vor Montevideo liegen? Es sollen fünf schwere Schiffe sein. Man hat mir geschrieben, daß zu diesen fünf Schiffen noch andere vier vom Kap der guten Hoffnung stoßen sollen, die zur südatlantischen Station gehören. Wenn diese neun Schiffe hier erst damit anfangen, Buenos Aires zu blockiren, dann kann Ihre Möwe unter Umständen ein ganzes Jahr und länger

brach liegen und es wird so gut wie gar nichts helfen, daß Ihr Schiff ein Schnellsegler ist.

„Und wenn die Franzosen noch neun Schiffe schicken, so macht das im Ganzen achtzehn, und das Schnellsegeln hilft erst recht nichts," erklärte Wahlberg sehr gleichmüthig.

Der Däne schlug zum zweiten Mal auf den Tisch.

„Aus Ihnen werde ein Anderer klug, Caballero!"

Wahlberg lachte.

„Ich kann es aushalten, Herr Andersen."

„Aber einzigster Kapitän Wahlberg, diese Marotte wird Sie ein Heidengeld kosten!"

„Trotzdem kann ich es aushalten. Die Heuern für meine sechzehn Leute, die Instandhaltung des Schiffes und das billige Fleisch von Buenos Aires werden mich das Jahr über vielleicht fünftausend Thaler kosten. Ich kann das Vierfache aushalten, Herr Andersen. Und wenn es mich selbst das Vierfache kostete — ist vielleicht ein Augenblick, gelebt im Paradiese, zu theuer mit dem Tod bezahlt?"

Andersen lachte ebenfalls.

„Es kommt darauf an, was Sie für das Paradies halten. Buenos Aires vielleicht? Gott möge mich gnädig vor dergleichen Paradiesen bewahren! Jedenfalls muß ich feierlich bekräftigen, daß ein Kapitän wie Sie mir noch nicht unter die Finger gekommen ist. Wenn Sie einen Rheder hätten, Kapitän Wahlberg!"

„Ich habe keinen," lachte Wahlberg, „und darauf wollen wir jetzt anstoßen, Herr Andersen."

„Bueno. Da wir übrigens in der Bierlaune sind, will ich Ihnen eine Begebenheit erzählen, welche, obwohl sie hier unten am River Plata passirt ist, doch nicht unwürdig ist, von nordeuropäischen Kneipbrüdern in gehöriger Weise belacht zu werden. Es handelt sich wieder um ihn. Die Sache fiel mir ein, als Sie vorhin erklärten, daß Sie sich aus der Blockade selbst dann nicht viel machen würden, wenn auch die Franzosen mit neun Schiffen ansegelten und aus neun und neun achtzehn würden. Wissen Sie, daß ich glaube, daß die Franzosen gar nicht auf der Bildfläche erscheinen werden? Wissen Sie, warum ich das glaube? Weil er es fertig gebracht hat, trotz der zwanzigtausend Ermordeten in Frankreich für einen überaus gutmüthigen und humanen Mann gehalten zu werden. Hören Sie, wie das gekommen ist. Derjenige, welcher hier in Buenos Aires zehn Jahre lang den Posten des französischen Ministerresidenten inne hatte, war ein gewisser Monsieur de Mandeville. Um dem eine gute Meinung über Land und Leute beizubringen, lud er ihn hier dicht bei Buenos Aires nach Palermo ein, wo er eine schöne Villa besitzt. Nach dem Essen ließ er unter den Bäumen des Gartens einige Feldbetten aufschlagen, um seinem lieben Gast eine angenehme Siesta zu verschaffen. Monsieur de Mandeville war kaum eingeschlafen, als er

infolge eines stechenden Schmerzes am Knie auch schon wieder aufwachte. Sein erster Blick fiel auf Rosas und einige Diener, welche verstörte Gesichter machten und sich mit einem Gegenstand herumbalgten, der sich über den Rasen schlängelte. Dieser Gegenstand war eine Korallenotter; dem Ministerresidenten wurde sofort von allen Seiten klar gemacht, daß das giftige Vieh ihn gebissen hätte und daß sein Leben an einem seidenen Faden hänge. Sie können sich denken, was für ein Gesicht der Diplomat machte; besonders dann, als Rosas sich ihm näherte, die Augenbrauen hoch zog und mit dumpfer Stimme behauptete, daß er noch niemals eine so große und unbändige Otter gesehen habe. Der Franzose bekam ein aschbleiches Gesicht. Als Rosas dieses Gesicht sah, schien er plötzlich eine Inspiration zu haben. Er warf den Rock von sich, riß ein Taschenmesser aus der Westentasche, trennte damit die Beinkleider des Franzosen auf, warf sich über ihn, und — was meinen Sie wohl, was jetzt kommt?"

„Sog er ihm das Gift aus der Wunde?"

„Ja. Er, der Präsident der argentinischen Konföderation, Diktator, Herr über Leben und Tod und alles Mögliche, hielt sich nicht für zu gut, um mit Preisgebung des eigenen Lebens auf diese appetitliche Weise das kostbare Leben des europäischen Diplomaten zu retten. War das nicht ein schöner Zug von ihm, Herr Wahlberg?"

„Ob es ein guter Zug war, werden wir erst entschei-

den, wenn Sie den Schluß Ihrer Anekdote erzählt haben," sagte Wahlberg lächelnd.

„Sie Skeptiker! Aber dieses Mal wird Ihr Skeptizismus leider recht behalten, denn als der Kerl so fest schlief, da hat sich ein Diener an ihn heranschleichen und ihm einen Stich in das Bein versetzen müssen; und die bewußte Korallenotter war Wochen vorher mit großer Mühe oben am Uruguay eingefangen worden, um für diese Komödie reservirt zu werden. Als sie in dem Garten von Palermo erschien, waren ihr nicht allein schon lange vorher die Giftzähne ausgebrochen worden: zum Ueberfluß war ihr auch das Maul zugenäht worden. Stellen Sie sich also die Situation vor; ein Gesandter, der sich für tödtlich verwundet und durch die persönliche Intervention des ausländischen Staatsoberhauptes gerettet hält und dessen Dankbarkeit infolge dessen keine Grenzen kennt. Um die Gefährlichkeit des Bisses noch wahrscheinlicher darzustellen, ließ Rosas auf die Wunde einen Brei von Tabak und Branntwein legen und redete dem Franzosen ein, das sei eine gute Medizin. Natürlich schwoll das Bein in entsprechender Weise an; der gescheite Diplomat aber führte die Geschwulst selbstverständlich auf das Gift der Korallenotter zurück. Seit diesem Abenteuer ist man in Frankreich davon überzeugt, daß Rosas wohl viel verleumdet wird, aber im Grunde ein guter Kerl ist. Wie gefällt Ihnen die Art und Weise, auf welche er den Diplomaten eingeseift hat?"

Wahlberg lachte herzlich.

„Der Mann besitzt Humor!“ rief er.

„Gewiß. Aber dieser Humor ist etwas eigenthümlich, nicht wahr?“

„Sogar etwas wild. Wenn die Franzosen wüßten, wie die Sache gewesen ist, könnten sie ihn sogar für barbarisch erklären.“

„Möglich. Barbarisch nicht allein dadurch, wie er sich kundthut, sondern mehr dadurch, daß er ihn auf die allerernstesten Angelegenheiten und gerade dann anwendet, wenn man am wenigsten auf ihn gefaßt ist.“

Wahlberg dachte an die wilde Komödie, an das barbarische Schauspiel, welchem er gestern hatte beiwohnen müssen und schwieg.

Andersen entkorkte eine neue Flasche.

„Um seinen Teufelshumor wollen wir nicht unseren eigenen Humor vergessen, der jedenfalls besser ist. Prosit, Kapitän Wahlberg!“

„Prosit!“

Sie stießen mit den Gläsern an und führten sie an die Lippen.

Bevor sie die Lippen noch berührt hatten, setzten sie die Gläser wieder ab.

Andersen, welcher aufrecht stand, stellte das seine auf den Tisch; aber doch so behutsam, daß es kein Geräusch machte.

Wahlberg, der auf dem Sofa saß, führte sein Glas langsamer vom Munde fort, hielt es dann einen Augenblick bewegungslos in der Luft fest und setzte es endlich, ebenfalls ohne Geräusch auf den Tisch. Dann legte er sich langsam in die Sofaecke zurück.

Beide schauten nach der Thür.

Nicht an dieser Thür, sondern draußen an der Thür des Hauses hatte man dreimal hintereinander heftig mit dem eisernen Klopfer geklopft.

Nach einer Sekunde drehten die Beiden wieder die Köpfe und sahen sich an.

„Der steinerne Gast," murmelte Wahlberg. Er lachte dieses Mal nicht, lächelte nicht einmal, sondern drehte den Kopf wieder nach der Thür.

Als er das geflüstert hatte, zuckte der Däne leicht die Achseln und fuhr fort, den Kapitän anzusehen. Wahlberg drehte abermals den Kopf und richtete das Auge auf Andersen. Sein Blick wurde fragend.

Der Däne zuckte zum zweiten Mal die Achseln.

„Kapitän Wahlberg," flüsterte er, „ich wüßte nicht, warum man mir etwas anhaben könnte. Haben Sie mir diese Bescheerung ins Haus gebracht?"

„Unsinn, Mann. Sie glauben, daß —"

Die Schläge an der Thür wiederholten sich. Sie waren heftiger und in doppelter Anzahl.

„Der da klopft, hat Eile," fuhr Wahlberg fort. „Wollen wir nicht öffnen, Herr Andersen?"

„Kapitän Wahlberg, ich habe Sie bereits am Tage Ihrer Ankunft vor überflüssigen Verbindungen gewarnt —"

„Wenn Gefahr vorhanden ist, dann werden mir diese Verbindungen jetzt von Nutzen sein. Vorwärts, Herr Andersen, aufgemacht!"

Andersen warf ihm einen erstaunten Blick zu, löschte die Lampe aus und winkte, ihm zu folgen.

„Ich danke Ihnen für die liebenswürdige Art, in der Sie mich beruhigen wollen," flüsterte er auf dem Wege. „Aber mag nun kommen, was da wolle, Herr Wahlberg, ich bin überzeugt, daß allein Sie, natürlich auf unbewußte Weise, mir diese Bescheerung ins Haus gebracht haben."

Das Haus war, wie die meisten Privatgebäude in Buenos Aires, in andalusischem Stil aufgeführt; um einen viereckigen mit Marmor gepflasterten Hof lagen in zwei Stockwerken die Wohnzimmer herum. Aus dem Hof führte der sogenannte Zaguan, welcher zugleich den Korridor und das Portal bildete, nach der Hausthür. An den beiden Seiten des Zaguan lagen Thüren, hinter welchen sich Zimmer nach der Straße hinaus befanden.

Andersen öffnete geräuschlos eine dieser Thüren.

„Wir wollen uns vorher darüber vergewissern, wer draußen steht," flüsterte er. „Klemmen Sie sich dicht an die Fensterwand, damit Sie von draußen nicht gesehen

werden können. Stellen Sie sich so, daß Sie nicht angeschossen werden können. Sehen Sie etwas?"

„Ja."

„Ich auch." Andersen athmete auf. „Gott sei Dank, es ist nur eine Frau. Sie vermögen das andere Ende der Straße zu übersehen —"

„Die Straße ist leer. Es ist Niemand zu sehen."

Der Däne athmete zum zweiten Mal auf.

„Gut. Dann werde ich aufmachen."

Wahlberg stand dicht hinter Andersen, als derselbe die Thür öffnete. Er hörte ein leises Keuchen, und sah und fühlte, wie im nächsten Augenblick etwas Weißes und Parfümirtes an ihm vorbei in das Innere des Hauses schlüpfte.

„Tausend — Dank — Sennor de Andersen — tausend Dank —" flüsterte und keuchte es von dort her.

Andersen schloß wieder die Thür.

„Weiß Gott, was geschehen ist," raunte er dem Deutschen zu. „Es ist die Frau eines reichen spanischen Kaufmanns, der hier einige Häuser weiter wohnt und mit dem ich einige Male geschäftlich zu thun gehabt habe. Haben Sie gesehen? Das arme Weib schien halb nackt zu sein."

Sie begaben sich in das Haus zurück.

„Sennora del Sar, wo sind Sie?"

„Hier, Sennor, hier. Tausend Dank, Sennor de

Andersen, tausend Dank. Ach! kommt man mir nach, Sennor de Andersen? Wer ist bei Ihnen, ist es ein Freund?"

„Beruhigen Sie sich, Sennora. Kommen Sie in das Zimmer hinein, ich werde Licht machen."

Die Dame keuchte noch immer. Der Däne zündete die Lampe an.

„Ach! Aber so kann es nicht länger gehen — wenn Gott das noch länger ruhig mit ansieht — dann kann man nicht mehr an ihn glauben; es hilft nichts, daß man in die Kirche geht — ach — was haben wir Alle nur verbrochen — daß — daß ein einziger Mensch — allerheiligste Jungfrau, wie schlecht, wie schlecht ist dieser Mensch — — — nein, nein, nein, es kann nicht länger so gehen — wir haben ihm gar nichts gethan — wir wissen gar nicht, was er von uns will — mein armer Mann kümmert sich gar nicht um die Politik — er hat ihn niemals gesehen —"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht, keuchte und schluchzte.

„Beruhigen Sie sich, Sennora. Warten Sie einen Augenblick; ich will meine Haushälterin rufen, damit sie Ihnen etwas giebt, womit Sie sich bedecken können."

„Lassen Sie mich nicht allein, Sennor —"

„Sennora, Sie werden sich erkälten. Wenn ich hier etwas zur Hand hätte, das —"

„Hier ist etwas.“ Wahlberg nahm seinen Sommerüberzieher von dem nächsten Stuhl und reichte ihn der Dame.

Sie mochte höchstens dreißig Jahre alt sein und besaß ein feines Gesicht, dem man es trotz des seltsamen Aufzuges, in welchem sie sich darstellte, ansah, daß sie den besseren Ständen angehörte. Ihr Haar war aufgelöst und sank zur Hälfte hinten bis zur Taille, zur Hälfte vorn über die Brust nieder. Sie war nur mit einem gestickten weißen Hemde und mit einem eben solchen Unterrock bekleidet. Mit der einen Hand schloß sie das Hemd am Halse, mit der anderen hielt sie den Unterrock an der Taille fest. Der eine entblößte Fuß steckte in einem Pantoffel, der andere war vollständig barfuß und schien hier und da blutig zu sein.

Sie griff nach dem Ueberzieher, breitete ihn aus und klemmte ihn mit dem Kinn an der Brust fest. Dann flüchtete sie in die Sofaecke; die beiden Männer schoben den Tisch dermaßen vor das Sofa, daß die Dame sich dort für weniger ausgesetzt halten konnte. Andersen begab sich hinaus und benachrichtigte seine Haushälterin; die Mulattin war durch die Schläge an der Hausthür aufgeweckt worden und antwortete sofort. Der Däne befahl ihr, ihre besten Kleider herein zu schaffen.

„Beruhigen Sie sich, Sennora. Theilen Sie uns

mit, was geschehen ist. Dieser Herr ist aus Deutschland und genießt mein ganzes Vertrauen."

Die Dame richtete sich an Wahlberg.

„Caballero! Was hier in Buenos Aires geschieht, ist unerhört, ist unglaublich — zwanzig Jahre müssen wir es nun schon aushalten — wenn Gott uns nicht bald hilft — ach, mein armer, armer Mann —"

Sie schlug wieder die Hände vor das Gesicht, verbarg den Kopf in der Sofaecke und schluchzte.

„Donna Antonia, beruhigen Sie sich," wiederholte Andersen. „Erzählen Sie, was geschehen ist, damit wir wissen, wie wir Ihnen helfen können. Erzählen Sie, aber so leise wie möglich."

Sie zog die Hände vom Gesicht und setzte sich aufrecht.

„Vor zehn Minuten sind sie in unser Haus eingebrochen — wie die Teufel hatten sie sich vermummt — aber Einige habe ich doch erkannt — Caballeros, es waren solche darunter, die mein armer Mann für seine besten Freunde hielt, beinahe täglich ist er mit ihnen umgegangen — wir schliefen schon — ich weiß nicht, wie sie in unser Haus und in unser Zimmer gekommen sind, sie müssen wohl die Schlüssel gehabt haben, unsere Diener sind Neger, und die Neger sind so schlecht — sie zerrten meinen Mann aus dem Bett — als ich schreien wollte, zerrten sie auch mich aus dem Bett — aber ich konnte nicht ruhig sein, ich schrie um Hilfe — da hob einer seine

Peitsche — sie hatten Alle Peitschen in den Händen — er hob die Peitsche und jagte mich auf die Straße und fluchte und bedrohte mich — das war der Einzige, welcher sprach, die anderen sprachen kein einziges Wort — ich weiß nicht, was geschehen ist — was mögen sie nur mit meinem Manne gemacht haben — mein armer, armer Mann, ich glaube, sie banden ihm die Hände — als ich auf der Straße war, wußte ich nicht, was ich thun sollte, ich wollte in das Haus meiner Eltern flüchten, aber das liegt auf der andern Seite des Retiro — ich konnte ja doch nicht nackt durch die ganze Stadt laufen — Sennor de Andersen, da fiel mir ein, daß Sie in der Nähe wohnten — aber mein armer Mann, was mögen sie nur mit ihm gemacht haben, Sennors, was mag er ihnen nur gethan haben, ich weiß nichts, ich kann mich auf nichts besinnen — ach — ach —"

„Ruhig, Sennora," beschwichtigte Andersen. „Sie sind vorläufig sicher und können die Nacht über hier bleiben. Morgen können wir uns nach Ihrem Manne erkundigen."

„Nein, nein, nein, Sennor de Andersen. Ich muß fort, auf der Stelle fort, auf der Stelle fort zu meinen Eltern. Mein Vater gehört zur Föderation, mein Vater hat Einfluß — wenn mein Mann noch lebt — ach, mein armer Mann!"

Wahlberg trat näher.

„Sennora, eine Frage. Halten Sie Diejenigen, welche in Ihr Haus eingebrochen sind, für gewöhnliche Diebe?"

Sie sah ihn an, senkte die Augen und schüttelte langsam den Kopf. Gleichzeitig lächelte sie traurig.

„Sennora, die — Mazorka?"

Sie schaute wieder auf und nickte hastig.

„Gut. Sennor Andersen, wir wollen die Dame allein lassen, damit sie sich ankleiden kann. Beruhigen Sie sich, Sennora, ich werde Sie zu Ihren Eltern führen."

Wahlberg verließ das Zimmer; Andersen folgte ihm auf dem Fuß und mit einer gewissen Hast.

„Hören Sie, Kapitän Wahlberg. Was Sie der Dame da eben vorgeschlagen haben, ist gewiß sehr ehrenwerth, aber ich meine doch, daß es besser ist, wenn —"

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Andersen, ich werde die Dame begleiten."

„Was Sie im Begriff sind, zu unternehmen, mein lieber Kapitän, heißt nicht, seiner Erziehung Ehre machen, sondern Unfug treiben. Meine Haushälterin wird die Dame begleiten; das genügt. Denn Weiber pflegen bei Nacht unbelästigt die Straße zu passiren; bei Männern gehört das zu den Ausnahmen. Thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie hier. Haben Sie denn nicht gehört, daß die Mordbande sich heute Nacht mit vermummten Gesichtern herumtreibt? Das beweist, daß heute wieder etwas Außergewöhnliches im Werk ist, und wir Männer sämmtlich

gut thun, wenn wir uns in die Winkel verkriechen."

„Wenn heute in der That etwas Außergewöhnliches im Werk ist, dann beweist das auch, daß man heute vielleicht ebenso wenig Rücksicht auf die Frauen nehmen wird wie auf die Männer, und daß demnach diese Dame von mir nach Hause begleitet werden muß."

„Wenn Sie das thun, dann wird es anstatt eines Opfers wahrscheinlich zwei geben."

„Wahrscheinlich keines, Herr Andersen."

„Ich beneide Sie um Ihre Sicherheit. Ich bleibe dabei, daß es zwei Opfer geben wird; und damit alle guten Dinge drei sind, werde ich mich der Expedition anschließen und als Dritter dabei sein."

„Das werden Sie nicht," sagte Wahlberg herrisch. „Sie bleiben zu Hause."

„Sie befinden sich hier nicht auf Ihrem Quarterdeck, Herr Wahlberg," sagte der Däne gereizt.

„Ganz egal. Sie bleiben zu Hause!"

„Nein, Herr Tüske! Sie haben uns im vorigen Jahre unsern ‚Christian den Achten' in die Luft gesprengt, und in Dänemark begreift kein Mensch, wie das möglich war. Wenn Sie nun wieder nach Deutschland zurückkommen, und erzählen, daß ein dänischer Mann —"

„Herr Gott, nun kommt der mit des Kaisers Bart. Herr Andersen, Ihr Dänen seid tapfere Kerle, wenn ich Sie trotzdem bitte, jetzt zu Hause zu bleiben, so geschieht

das aus dem Grunde, weil Sie der Dame nichts nützen können, also überflüssig sind."

Andersen sah ihn mit großen Augen an.

„Können Sie ihr denn nützen, Herr Wahlberg?"

„Sie scheint mit dem Ankleiden fertig zu sein. Warten Sie, ich werde an die Thür klopfen."

Andersen hielt ihn am Arm fest.

„Kommen Sie mir nicht mit Redensarten, Kapitän Wahlberg. So schütteln Sie mich nicht ab. Warum sollen Sie der Dame mehr nützen können als ich?"

Wahlberg schaute verzweifelt gen Himmel. Dann näherte er die Lippen dem Ohr des Dänen, der ihn noch immer festhielt.

„Weil ich Rosas kenne, Mann; weil ich des Diktators guter Freund bin; weil ich gestern Nacht einem Ball in seinem Palast beigewohnt habe, zu welchem er mich persönlich eingeladen hatte. Und wenn Sie mich jetzt nicht loslassen, dann kostet es mich ein einziges Wort und er läßt Sie auf der Stelle massakriren."

Der Däne ließ ihn trotzdem nicht los und schaute ihn ernst an.

„Ist das Alles wahr, Herr Wahlberg?"

„Auf meine Ehre. Natürlich davon abgesehen, daß ich Sie massakriren lassen werde."

Andersen dachte einen Augenblick nach.

„Der unheimliche Mann, in dessen Begleitung ich Sie Nachts gesehen habe?“

„Er selber, Herr Andersen. Aber unheimlich kam er mir nicht vor.“

Der Däne wiegte den Kopf und sah ihn wieder ernst an.

„Der Diktator, der Diktator — Herr Wahlberg, wenn ein Erdbeben im Anzuge ist, dann ist es nützlich, wenn man sich aus der Nähe der großen Gebäude entfernt.“

Wahlberg schüttelte seinen Arm ab.

„Aus demselben Grunde entfernen Sie sich jetzt von mir,“ rief er nachdrücklich und zugleich belustigt.

Der Däne zuckte die Achseln, näherte sich der Thür und öffnete.

Die Dame war gerade mit dem Ankleiden fertig geworden. Wie eine Dame sah sie freilich nicht mehr aus. Die Mulattin war ein großes, stämmiges Weib; ihre Kleider waren der Fremden zu lang, waren auch sehr bunt, so daß es schien, als wenn Donna Antonia sich zu einer Maskerade begeben wollte.

Wahlberg bot ihr den Arm.

Andersen wiegte wieder den Kopf und drückte ihm die Hand.

„In Gottes Namen,“ murmelte er, als Beide durch die Thür geschlüpft waren und er diese hinter ihnen verrammelte.

XI.

Als Wahlberg auf die Straße getreten war, schaute er sich nach beiden Seiten um. Es war keine Mondnacht; trotzdem war es verhältnißmäßig hell, da die weißen Häuser dem Sternenlicht zu Hilfe kamen.

Die Uferstraße, die heutige Paseo de Julio, war still und verlassen. Das Auge vermochte sie weithin zu verfolgen. Wahlberg glaubte sogar, an dem südöstlichen Endpunkte das alte spanische Fort erkennen zu können.

Die Eltern der Dame wohnten über den Viktoriaplatz hinaus; der junge Kapitän mußte also mit ihr quer über den Platz in die Stadt hinein.

„Sennora, ist es nicht möglich, daß wir am Strande entlang gehen und später im rechten Winkel nach der Plaza de la Viktoria abbiegen?"

„Caballero, um diese Stunde?"

Wahlberg drehte erstaunt den Kopf nach ihr um.

„Warum nicht, Sennora?"

„Zwischen den Weiden dort unten befinden sich viele Gräber, Caballero."

Das Lächeln, welches sich auf Wahlbergs Lippen zeigen wollte, verschwand sofort.

Denn es fiel ihm ein, daß der Aberglaube dieser Dame nicht so unentschuldbar war; hätte man ihm die Wahl gestellt, so hätte er, das fühlte er, dessen war er sicher, wohl ebenfalls nicht den Weg durch die Todten gewählt. Vor drei oder vier Monaten wäre ihm der Weg gleichgiltig gewesen; aber nach so vielen Ereignissen, unter diesen Menschen, zog er den Weg durch die Lebendigen doch denjenigen durch die Todten vor. Wahlberg war tief ernst, erst nach einer Weile begann er zu lächeln; das geschah in dem Gedanken, daß er gleich dieser abergläubischen Dame es vorzog, sich in die wirkliche Gefahr zu begeben, nur um die Nebelgestalten seiner Phantasie zu vermeiden.

Er hatte die Dame gebeten, ihm den Weg zu zeigen; Beide schritten schnell vorwärts, ohne ihr Schweigen zu unterbrechen.

Nur einmal flüsterte Wahlberg seiner Begleiterin zu, daß es klüger gewesen wäre, wenn Beide durch die Straße und an dem Hause vorbei sich begeben hätten, in welchem Jene wohnte. Denn es sei anzunehmen, daß die Mazorka hier ihre Thaten längst ausgeführt und sich in andere Stadttheile begeben habe.

Donna Antonia zitterte, drückte dann und wann seinen Arm, sagte aber nichts.

Wahlberg führte die Dame in der Weise, daß er mit

ihr auf dem Trottoir blieb, so lange er eine Straße hinabging. Bevor er jedoch an eine Ecke kam, pflegte er das Trottoir zu verlassen und auf die Mittelstraße hinabzusteigen; in der Mittelstraße hielt er sich auch, wenn er um die Ecke bog. Er war überzeugt, daß im Fall einer Begegnung mit den Henkern er wie seine Begleiterin mit einem kurzen Verhör, vielleicht mit einer Warnung, vielleicht sogar ohne ein Wort davonkommen würden.

Eben war er wieder in der Mitte einer Straße angelangt und war im Begriff, an die Dame wieder das Wort zu richten. Mehr aus Gewohnheit, als daß er in der That etwas gegen seine Sicherheit gefürchtet hätte, kehrte er sich vorher um.

Als er das gethan hatte, erweiterte sich sein Auge plötzlich. Das Interesse in seinem Blick ging schnell in Staunen über; dann schnellte er den Kopf wieder nach vorn, schaute auf seine Begleiterin nieder und beschleunigte seine Schritte.

Die Donna blickte fragend zu ihm auf.

Wahlberg zog ihren Arm tiefer in den seinen hinein.

„Es scheint regnen zu wollen. Wir wollen etwas schneller gehen, Sennora," sagte er leise und hastig.

Sie warf einen Blick auf den Himmel, dann auf ihn und schaute dann die Straße entlang.

Einen Augenblick später, beinahe zu gleicher Zeit mit Wahlberg blieb sie stehen. Sie richtete den Oberkörper

hoch auf und warf ihn dann zurück, als wollte sie ihn davor bewahren, an etwas plötzlich erscheinendes Schreckliches zu stoßen.

Wahlberg schaute finster gerade aus.

„Dort, dort — sehen Sie, was da kommt?“ flüsterte sie. „Wir müssen umkehren.“

„Geht nicht,“ gab er ebenso leise zurück. „Hinter uns kommt eben dieselbe Erscheinung.“

Sie sah sich um.

„Allerheiligste —“

„Beruhigen Sie sich. Wenn man sich an Sie richtet, antworten Sie der Wahrheit gemäß. Wenn man Sie nicht fragt, lassen Sie mich allein sprechen.“

Er schaute ebenfalls nach rückwärts und dann wieder nach vorn.

Die unheimliche Erscheinung, welche er vor sich und hinter sich bemerkte, nöthigte ihm, abgesehen von dem Grauen, das sie durch die Stunde und durch die Umstände, unter welchen sie sich zeigte, einflößen mußte, doch hauptsächlich noch immer Erstaunen ab.

Was von beiden Seiten, sich stets auf demselben Trottoir, auf dem er und Donna Antonia sich befanden, haltend, herankam, schien auf den ersten Blick weiter nichts, als ein einziger männlicher Fußgänger zu sein. Er hatte die Höhe eines solchen; auch blieb die Höhe immer dieselbe. Nur, und das eben war das Wunderbare, nur die

Breite veränderte sich fortwährend. Manchmal war es diejenige eines Mannes; das hielt aber nur eine Sekunde vor; gleich darauf wurde die Gestalt so breit, daß die Breite des Trottoirs kaum für sie genügte.

Schritte waren nicht hörbar. Es erfolgte auch kein Haltruf oder Anruf; selbst dann nicht, als Wahlberg, um die Erscheinung zu prüfen, einen Fluchtversuch fingirte und auf das gegenüberliegende Trottoir hinübereilte.

Als man von beiden Seiten auf etwa vierzig Schritte an das Paar heran war, erfolgte plötzlich die Lösung des Räthsels.

Hier und dort war es nicht ein einziger Mann gewesen, welcher seine Breite beliebig und in unerklärlicher Weise veränderte. Es waren vielmehr ein Dutzend Gestalten, welche hinter einander hergingen; das Schwanken der langen Reihe hatte bewirkt, daß die Gestalt, welche an der Spitze ging, sich fortwährend nach den Seiten hin auszudehnen und zusammenzuziehen schien.

Jetzt schwenkten die beiden Reihen plötzlich auf; so konnte man sehen, daß es nicht nur zwei, sondern zwei Dutzend Menschen waren. Sie versperrten vor und hinter Wahlberg die Straße; langsam kamen sie bis auf etwa fünf Schritte heran und blieben stehen.

Die Dame an Wahlbergs Arm zitterte stärker. Auch er selber, der eingeweihte und durch seine Freundschaft mit dem Diktator sich für sicher haltende Mann, kämpfte eine

Minute vergebens, um den Schauer zu bezwingen, der beim Anblick dieser Gestalten kalt und lähmend durch seine Adern zog.

Sie waren sämmtlich in den Poncho gekleidet; aber die wollenen Decken reichten heute bis auf die Füße herab und waren feuerroth. Roth waren auch die Tücher, mit welchen sie derart das Gesicht umwunden hatten, daß nur die Augen sichtbar waren. Das Tendenziöse, das Schreckliche an dieser Kleidung wurde noch vermehrt durch eine Art Gegensatz, der an sich grotesk war, indessen gerade dadurch das Schreckliche des Eindrucks vermehrte und den Eindruck vertiefte; denn sie Alle trugen zu ihren Henkerkostümen moderne, hellgraue Zylinderhüte.

Wahlberg fragte mit bedeckter Stimme, ob er passiren dürfe.

Er erhielt keine Antwort, aber sie flüsterten unter sich. Dann trat Einer an ihn heran und bedeutete ihm, daß er warten möchte, es solle Jemand darüber befragt werden, der zu entscheiden hätte.

Derjenige, welchen sie jetzt abschickten, kehrte nach einigen Minuten in Begleitung eines Zweiten zurück, der sich in einer nicht weit entfernten Straße befunden zu haben schien; er war schwarz gekleidet. Wahlberg glaubte zuerst, daß es der Diktator sei; aber Rosas war ein großer Mann, während der im schwarzen Mantel nur mittelgroß war.

Der Neuangekommene blieb in der Ferne stehen und

flüsterte einige Worte mit dem Mazorquero: dieser seinerseits theilte gleich darauf leise den Anderen etwas mit. Man sagte Wahlberg, daß er folgen möge, und dann setzten sich die beiden Reihen, Wahlberg und die Dame in der Mitte behaltend und vor und hinter ihnen unausgesetzt die Straße versperrend, bis zur nächsten Laterne in Bewegung. Unter derselbe machte man Halt.

Der Schwarzgekleidete näherte sich schnell. Mit einem einzigen Blick musterte er die Gesichter der beiden Angehaltenen; mit einem zweiten prüfte er das Knopfloch Wahlbergs, welches wieder leer war, da der Kapitän ja seine abgenutzte Rosette bei Andersen eben für eine neue hatte eintauschen wollen; mit einem dritten schaute er auf die sonderbare bunte Kleidung der Dame und auf das gelbseidene Tuch, in welchem sie die aufgelösten Haare aufgefangen hatte.

„Sennor Wahlberg," murmelte er, „man hätte Sie nicht behelligt, wenn man Sie nicht in Begleitung dieser Dame gesehen hätte. Wissen Sie, wer diese Dame ist?"

Wahlberg zögerte. Der Andere wartete einen Augenblick und trat dann näher, um Wahlbergs Gesicht besser betrachten zu können. Dieser glaubte zu bemerken, daß der Fremde zu lächeln begann.

„Ja, ich kenne sie," rief er heftig.

„Darf man wissen, wo Sie dieselbe kennen gelernt haben?"

Wahlberg zögerte abermals. Sollte er sagen, daß sie eben an die Thür des Dänen geklopft habe und diesem dadurch Unannehmlichkeiten bereiten?

„Ich kenne sie schon lange," sagte er schnell, als er bemerkte, daß der Fremde, dessen Gesicht zum Theil sichtbar war, obgleich er die Capa weit herauf gezogen hatte, wieder zu lächeln begann.

„Sie kennen die Dame schon lange?" fragte er gedehnt. „Wenn man die Gattin eines ausgesprochenen Unitariers schon lange zu kennen eingesteht und es so weit treibt, sie in gefährlichen Zeiten und bei Nacht durch die Straßen zu begleiten, und noch dazu in diesem Aufzuge —"

„Ersparen Sie sich jede Kombination. Von Politik ist nicht die Rede, Sennor."

„Von einem Liebesabenteuer ebenfalls nicht. Dazu ist die Sennora nicht schön genug," sagte der Andere höhnisch.

„Sennor Aldao!"

„Daß Sie meinen Namen nennen, macht Ihre Sache nicht besser," sagte Aldao mit verstärktem Hohn. „Wenn Sie ihn so laut in die Nacht hinausrufen, so schadet es uns; ich glaube aber nicht, daß auf einen solchen Ruf Hilfe für Sie erscheinen wird."

„Ich habe nicht um Hilfe gerufen," erklärte Wahlberg kalt.

Aldao zuckte die Achseln.

„Gute Nacht, Sennor Wahlberg. Sie können gehen.“

Der Kapitän und die Dame machten einige Schritte. Dann drückte die Letztere heftig seinen Arm.

„Und mein Mann? Um Gotteswillen, was mögen sie mit meinem Mann gemacht haben?“

Wahlberg ließ ihren Arm los, kehrte sich um und trat wieder unter die Mazorqueros.

„Sennor Aldao, können oder wollen Sie mir sagen, was mit dem Gatten jener Dame gemacht worden ist?“

„Sennor Wahlberg, so nahe geht Sie das Schicksal dieses Mannes an?“

Wahlberg zuckte seinerseits die Achseln und antwortete nicht.

„Man hat Gnade vor Recht ergehen lassen. Der Mann dieser Dame ist ausgepeitscht worden; weiter nichts. Man wird ihn in seiner Wohnung vorfinden.“

Wahlberg grüßte kurz und bot der Dame wieder den Arm.

„Man hat Ihrem Mann nichts Besonderes angethan, Sennora. Er hat einige Unannehmlichkeiten ertragen müssen, das ist Alles.“

Das Paar gelangte unangefochten in die Wohnung von Donna Antonias Eltern. Die unheimlichen, geräuschlosen Schwärme der Mazorka schnitten noch einige Mal

vor ihnen und hinter ihnen die Straßen und verschwanden in den Querstraßen. Aber sie wurden nicht mehr belästigt; nach jenem ernsten Zusammentreffen schien ein Befehl weiter gegeben zu sein, nach welchem die anderen Abtheilungen sich richteten.

XII.

Für einen Mann, welcher das Mißtrauen nicht nur für einen Schöpfer, sondern auch für einen Erhalter der Macht hielt, mußten die Beweise, welche Aldao am folgenden Tage dem Diktator von der angeblichen Schuld Wahlbergs vorlegte, vollgiltig sein. Der Kapitän hatte sich der Frau eines Unitariers angenommen; er hatte nicht sagen wollen, wo er diese Frau kennen gelernt hatte; diese Frau schien verkleidet gewesen zu sein, um die Mazorqueros zu täuschen. Außerdem hatte Wahlberg in der vergangenen Nacht, als es den Unitariern zu helfen galt, in blindem Trotz das rothe Zeichen von seinem Rock entfernt; dasselbe Zeichen, welches er, ohne gezwungen zu sein, bisher freiwillig und aus Heuchelei und der ganzen anscheinenden Wahrhaftigkeit seines Charakters entgegen, getragen hatte. Endlich legte Aldao den Brief des Diktators an den General Pacheco vor, der sich in der That an Bord der Möwe befunden hatte.

Rosas wollte den Fremden nicht mehr sehen, wenn er auch nichts Anderes gegen ihn bestimmte. Nur der

Rath Aldaos, welcher äußerte, daß Wahlberg mißtrauisch werden könnte, wenn Rosas ihn so plötzlich aus seiner Nähe verbannte, veranlaßte ihn, sich von dem Kapitän noch einmal in der Nacht begleiten zu lassen. Wahlberg hatte sich darauf gefaßt gemacht, über seine Theilnahme an dem nächtlichen Abenteuer befragt zu werden, und hatte die Antworten zurecht gelegt. Diese Vorbereitung und die Ueberzeugung, etwas Gutes gethan zu haben, als er sich der geängstigten Frau annahm, verliehen seiner Haltung und Ausdrucksweise etwas, das über das Maß gewöhnlicher Ruhe und Sicherheit hinaus ging und beinahe herausfordernd war.

Und Rosas fragte ihn; allerdings nicht direkt.

„An dem Abend, an welchem ich Sie kennen lernte, sagte ich Ihnen, daß Handlungen Ihnen verboten bleiben müßten; später habe ich Ihnen das noch einmal wiederholt.“ Es war das erste Wort, das er an Wahlberg richtete, nachdem er ihn lange Zeit schweigend hatte neben sich hergehen lassen.

„Sennor, Handlungen, durch deren Unterlassung man mit sich selber in Widerspruch kommt, müssen trotzdem begangen werden,“ antwortete Wahlberg ehrerbietig, aber fest.

Rosas zuckte die Achseln.

„Das ist der Grundsatz, der mein eigenes Leben leitet; er ist mir aber stets mehr, als ein leeres Wort gewesen.“

Wahlberg schwieg überrascht. War dieser Grundsatz ihm selber denn stets nur ein leeres Wort gewesen?

„Menschen, welchen die Ideale nur an die Stirn geschrieben sind, damit sie Andere um so leichter täuschen, nützen nichts. Die Ideale, welche man so deutlich auf der Stirn zu tragen scheint, muß man auch im Herzen tragen, Kapitän."

„Diejenigen, welche sie nur an der Stirn tragen, nützen nicht nur nichts, sondern sind sogar gefährlich," sagte Wahlberg kalt.

Rosas drehte den Kopf und sah ihn lange an.

Worauf trotzte dieser Mann? Klang das Alles nicht wie Hohn? Der Diktator stellte keine direkten Fragen. Wahlberg wurde bald von ihm entlassen.

In den nächsten Tagen folgten die Ereignisse schnell aufeinander.

Die Besatzung der Insel Martin Garcia empörte sich, bevor sie abgelöst werden konnte, und setzte nach dem südlichen Theil der Provinz Entre Rios über. Durch den Abfall der Besatzung wurde die Nachricht erklärt, welche der Diktator einen Tag später empfing; daß nämlich die Gauchos von Entre Rios, vielleicht zehn- bis fünfzehntausend Mann, sämmtlich mit neuen europäischen Gewehren und entsprechender Munition ausgerüstet wären. Der Verrath der Besatzung von Martin Garcia und ihr Einver-

ständniß hätten die Heraufschaffung der Waffen auf dem Wasserwege erleichtert.

Gleichzeitig mit dieser Nachricht erhielt Rosas einen zweiten anonymen Brief, in welchem ihm mitgetheilt wurde, wer die Gewehre nach dem Rio de la Plata geschafft habe. Wenn man dem Briefschreiber nicht glaube, so möge man an Bord der Möwe abermals Untersuchungen anstellen; hier und dort, in Winkeln der Kapitänskajüte, die genau bezeichnet wurden, befänden sich noch heute drei oder vier Gewehre von der Klasse der Kontrebande versteckt.

Wieder einen Tag später ließ Aldao diese Gewehre in den Palast des Diktators schaffen.

„Was soll geschehen, Sennor?" fragte der Polizeichef.

Rosas hob langsam das düstere Gesicht, welches er bisher mit der rechten Hand bedeckt gehalten hatte.

„Glaubt Ihr, Aldao, daß noch ein dritter anonymer Brief zu erwarten ist?" murmelte er.

„Was könnte ein dritter anonymer Brief uns noch bringen, Sennor?"

„Ihr habt Recht."

Rosas stützte wieder den Kopf in die Hand, um ihn gleich darauf zu heben.

„Laßt die beiden Schufte einfangen, welche ihn verrathen haben. Schickt sie sofort dorthin, wo ein Gefecht zu erwarten ist. Sie mögen sich im ersten Gliede

schlagen; und wenn sie den Gefechtstag überleben, dann sollen sie am Abend mit ihren eigenen Gewehren niedergeschossen werden. Uebermittelt entsprechende Befehle an die Chefs, Aldao."

„Sehr wohl, Sennor."

„Warum bleibt Ihr stehen? Warum scheert Ihr Euch nicht zum Teufel? Ich gebe Euch Blut zu lecken, seid Ihr nicht zufrieden?"

Aldao zuckte die Achseln und schwieg.

Der Diktator versenkte zum dritten Mal das Gesicht in die Hand. Die Pause, welche folgte, war länger, als alle vorangegangenen.

Dann ließ er die Hand fallen und erhob sich schnell.

„Gut, Aldao. Nur noch ein Wort von ihm oder eine Handlung, in der ein Schimmer von Verrath oder Auflehnung liegt — nur ein Wort — weiter nichts als das, und Ihr sollt mich an nichts mehr zu erinnern haben. Geht."

„Sennor, wenn er durch die Zurückhaltung Eurer Exzellenz mißtrauisch gemacht wird, wird dieses Wort niemals gesprochen, diese Handlung niemals begangen werden."

„Hat der Tiger Blut geleckt? Soll denn das Wort gesprochen und die Handlung begangen werden?"

„Don Juan Manuel, es handelt sich nicht um meinen privaten Geschmack, sondern um ein Regierungs-

system, welches durch Ihre Sorglosigkeit in Gefahr gerathen ist."

Der Diktator ging auf und ab.

Seine Tochter hatte ihn oft genug gebeten, den Fremden öfter in sein Haus zu laden, damit sie ihn mit ihren Freundinnen bekannt machen könne. Rosas wußte, welche Freundin in diesem Zirkel die Hauptrolle spielte und hatte die Bitte stets abgeschlagen. Manuela war darüber unterrichtet, daß Rosario und Wahlberg dann und wann durch das Fenster mit einander sprachen; sie hatte sich darum die Weigerung ihres Vaters nicht so sehr zu Herzen genommen und sich nicht weiter darüber den Kopf zerbrochen.

Rosas dachte darüber nach, wie er sich Wahlberg wieder nähern sollte. Auf ein nächtliches Begegnen verzichtete er; denn so selbstständig zu reden und zu handeln er auch gewohnt war: er fürchtete eine abermalige Unterhaltung mit Wahlberg, während welcher er, der Diktator von Buenos Aires, eine wenig würdige Rolle zu spielen gezwungen werden könnte. Es blieb also nur die Vermittelung Manuelas übrig.

Er blieb vor Aldao stehen.

„Morgen ist der erste Januar. Meine Tochter feiert ihren Namenstag; ich werde dafür sorgen, daß der Ausländer zu dem Fest zugezogen wird." —

Wahlberg hatte von den Untersuchungen auf seinem

Schiff nichts erfahren. Als er dasselbe zum letzten Mal besuchte, geschah es am Anfang seines Aufenthalts in Buenos Aires. Er ließ sich darüber keine grauen Haare wachsen; denn die anderen Schiffskapitäne pflegten sich während der zwei oder drei Monate, die sie in Buenos Aires zubrachten, überhaupt nicht an Bord zu begeben.

Sein Verkehr mit Andersen, der, nachdem Wahlberg ihm gesagt hatte, daß er Rosas persönlich kenne, sehr zurückhaltend geworden war, blieb auf die Geschäfte beschränkt. Nur ein Mal war wieder die alte Wärme in ihre Unterhaltung gekommen; damals, als eines Abends Wahlberg Anordnungen darüber getroffen hatte, was mit seinem Schiffe geschehen solle, wenn ihm selber ein unvorhergesehenes Unglück passire. —

Am ersten Januar um Mittag erfuhr der Diktator, daß General Urquiza zu Pferde die Stadt verlassen habe.

Am Abend dieses Tages, an welchem Manuela ihren Namenstag feierte, waren die Säle in des Diktators Palast noch strahlender, die geladene Menge noch dichter. Die Blumenspenden, welche man der Tochter des allmächtigen Mannes dargebracht hatte, waren nicht gering gewesen; zu all dem anderen Roth, welches die Staffage der Gemächer und der Menschen bildete, kam noch das Roth der Rosen, welche man in Hunderten von Sträußen dem Mädchen zu Füßen gelegt, nicht etwa aus Geschmack an der natürlichen Schönheit dieser Blume, als vielmehr

darum, weil sie die Leibfarbe des Diktators und seiner „heiligen Sache" zeigte. Licht, Farben, schöne Frauen und formgewandte Männer deuteten an diesem Abend mehr noch als früher auf Lebenslust und Genuß.

Der Diktator selber freilich schien die führende Rolle heute Abend an seine vertrauten Parteigänger abgegeben zu haben. Das fiel auf; denn dieser Mann, in welchem die Herrschsucht zu einem chronischen Fieber geworden war, vermochte gewöhnlich auch in Nebensachen nicht auf die erste Rolle zu verzichten. Er animirte heute nicht zum Tanz, er war zerstreut, er beobachtete seine Gäste nicht, brach ein Gespräch oft mitten im Satze ab, suchte die Fensternischen auf, schaute nachdenklich vor sich hin und legte die Stirn in Falten.

Als Rosario Urquiza erschien, ging er ihr entgegen; das, was er ihr zu sagen oder sie zu fragen hatte, schien über den Inhalt der Begrüßungsformeln hinauszugehen. Denn die Blicke, mit welchem er seine Worte begleitete, waren ernst und durchdringend, mißtrauisch und rücksichtslos. Als er das Gespräch abschloß, drehte er ihr ohne Gruß den Rücken; sie schaute ihm verwundert nach.

Wahlberg, der sich durch die Menge drängte, um ihn zu begrüßen, wurde aus der Ferne nur durch ein kurzes Winken mit der Hand abgefertigt. Er versuchte, sich Rosario zu nähern; aber vorläufig gelang es ihm nicht. Denn von rechts und links drängte man sich an ihn heran und

verwickelte ihn in Gespräche. Er wunderte sich darüber, daß es unter den Anwesenden so Viele gab, die ihn so gut kannten; da er sich jedoch Schimmers von Mißtrauen erinnerte, der während des letzten Zwiegesprächs von dem Diktator ausgegangen war, so reimte er sich den Zweck dieser aus der Erde gewachsenen Bekanntschaften bald zusammen. Es überraschte ihn freilich, daß man mit ihm so wenig über Politik sprach; denn nur aus Antworten, welche er über dieses Thema gab, hätte man feststellen können, ob man ihm trauen oder mißtrauen durfte. Aber was man ihn fragte oder ihm sagte, war leer und ohne Substanz. Man schien ihn also nur festhalten zu wollen. Rosarios wegen? War seine Herzensangelegenheit dem Diktator bekannt geworden? Unmöglich war es ja nicht; daß Manuela ihn und ihre Freundin verrathen hatte, glaubte er nicht; aber wie viel Gesindel, welches im Dienste des Diktarors stand, schlich nicht bei Nacht in den Straßen herum? War Rosario in jener Nacht, da er zum ersten Mal vor ihrem Fenster stand, vielleicht nicht ohne Grund erschrocken, als sie ihm zugeflüstert, daß drüben an der Gartenmauer etwas vorübergehuscht war?

Und schließlich, wenn Rosas Alles erfahren hatte, was that das? Der Diktator schätzte ja die Charaktere; wenn Wahlberg ihm erklärte, daß dieses seine Liebe sei und daß er bei seiner Liebe bleibe, Gott und dem Teufel und selbst dem Diktator von Buenos Aires zum Trotz,

hätte er dem Letzteren dann nicht abermals einen Beweis von dem Dasein seines Charakters gegeben, und mußte der Diktator dann seinerseits nicht ebenfalls seinen Charakter in die Schranken führen, indem er Wahlbergs Unerschrockenheit und Festigkeit anerkannte und ihn gewähren ließ?

Wahlberg unterhielt sich also mit den Mazorqueros, ließ bald die Augen, bald die Gedanken zu Rosario hinüberschweifen und hatte den Diktator bald vergessen. Einige Male kam Manuela an ihm vorüber. Das junge Mädchen neckte ihn bald mit den Augen, bald mit Worten; als sie das letzte Mal vorüberkam, erklärte sie ihm, daß er erst dann vom Tode errettet werden solle, wenn in diesem Saale die Wellen hoch genug gingen; bevor das Letztere nicht der Fall sei, ließe ein unerschrockener Seemann einen Rettungsversuch überhaupt nicht zu. Als sie das gesagt hatte, erhob sie sich auf den Fußspitzen, schaute nach Rosario hinüber, dann in der Richtung, in welcher das Gemach lag, wo Wahlberg und Rosario schon einmal mit einander gesprochen, sah dann wieder den Ersteren an, lachte hell auf und eilte von dannen.

Aber auch Diejenigen, welchen Rosas die Vertretung seinen Gästen gegenüber anvertraut hatte, waren nicht bei der Sache. Sie beobachteten den Diktator, drängten immer wieder zu ihm hin, schaarten sich um ihn, und wurden dann und wann durch kurze befehlende Worte von ihm zurückgescheucht.

Er wurde abgerufen. Als er wieder in den Saal trat, war sein Auge unruhig, beinahe wild. Es suchte; als es Rosario Urquiza gefunden hatte, weilte es eine Minute auf ihr; dann verschwand er abermals. Dieses Mal dauerte seine Abwesenheit eine Viertelstunde; bei seiner Rückkehr fragte er nach Aldao. Der war eben angekommen; der Polizeichef befragte das Auge seines Herrn und Meisters, und dieser das seine.

Schweigend traten sie in eine Fensternische.

„In der Stadt ist alles ruhig, Don Juan Manuel."

„Noch?" fragte Rosas finster.

Aldao zuckte die Achseln.

„Sennor, es ist nicht das erste Mal, daß eine sogenannte Befreiungsarmee aus der Pampa auf Buenos Aires marschirt."

„Aber noch niemals hat sie einen Mann von dem Einfluß und den Verbindungen Urquizas an der Spitze gehabt," sagte Rosas rauh.

Aldao zuckte abermals die Achseln.

„Don Juan Manuel, die Sache ist einfach. Vorläufig befindet sich Urquiza nicht an der Spitze einer Befreiungsarmee, sondern in Buenos Aires. Von Ihnen, Don Juan Manuel, hängt es ab, ob er in Buenos Aires — für alle Ewigkeit bleibt."

Der Diktator sah ihn an und lächelte spöttisch. Aldao hielt seinen Blick aus.

„Für alle Ewigkeit, Sennor," sagte er leise und energisch.

Rosas lachte kurz auf.

„Urquiza reist in diesem Augenblick mit Postpferden nach Entre Rios und ist von Buenos Aires bereits fünfzehn Leguas entfernt."

„Sennor!"

„Fallt nicht auf den Rücken, Mann. In meinem Zimmer befinden sich Einige, die eben vom Pferde gestiegen sind und sich mit vielen Gläsern Wein über die Nachricht hinwegtrösten, die sie mir gebracht haben."

„Don Juan Manuel," sagte Aldao nach einer Pause, „wir haben zu lange gezögert."

„Ich habe gezögert," versetzte Rosas höhnisch.

„Sie waren allmächtig und konnten bei Zeiten verhindern —"

„Aber nicht allwissend, Aldao."

„Es hing in der Luft, Sennor. Denn wir hätten ahnen können —"

„Es hing nicht in der Luft, denn ich hielt mich für sicher!" sagte Rosas heftig.

Aldao zuckte wieder die Achseln, aber so unmerklich, daß der Andere es nicht sah.

„Ist er allein geflüchtet?" fragte er nach einer Weile.

„Seine Tochter wäre ihm unterwegs zur Last geworden. Dort steht sie."

„Don Juan Manuel —"

„Das Teufelslächeln, welches Ihr jetzt aufsetzt, erinnert mich an Eure besten Zeiten, Aldao!"

„In meinen besten Zeiten war ich Ihr bester Diener, Sennor. Ich will glauben, daß meine besten Zeiten wiedergekommen sind und gebe Ihnen einen Rath."

„Welchen?" fragte Rosas kalt.

„Sie müssen ihn strafen. Sie müssen sich rächen, Don Juan Manuel. Strafen Sie ihn, rächen Sie sich an ihm in seiner Tochter."

Der Diktator richtete auf den Andern einen langen, verächtlichen Blick.

„In welcher Weise, Aldao?"

„Sie ist ein schönes Mädchen — geben Sie sie hin —"

„Wem?"

„Irgend wem —"

Rosas trat näher, klopfte ihm auf die Schulter und lachte trocken.

„Diesem Rath hört man es an, daß er von einem Mönch stammt, der seinem Kloster den Rücken gekehrt hat. Ist die alte Bestie wieder aufgewacht? Schläfert sie wieder ein, Aldao; denn in dem Kampf, der jetzt beginnt, geht es um Leben und Tod; Bestien können in ihm nicht gebraucht werden. Außerdem ist dieses das Jahr achtzehnhundertundfünfzig, Aldao."

„Dasselbe Jahr, in welchem Sie Ihren Gästen mit

abgeschnittenen Menschenohren aufwarteten, Don Juan Manuel," sagte Aldao kalt.

Rosas stampfte mit dem Fuß auf.

„Don Juan Manuel, Sie waren einst allmächtig ihm gegenüber, und haben es trotzdem unterlassen —"

„Seiner Tochter gegenüber unterlasse ich es ebenfalls," fiel Rosas heftig ein. „Ich unterlasse es, sage ich Euch; und nicht nur aus dem Grunde, weil ich von Euch verschieden bin, sondern weil ich, trotz Eurer abweichenden Meinung, wieder allwissend geworden bin. Und meine Allwissenheit sagt mir, daß ich, wenn ich gegen das Mädchen etwas unternehme, das — — Caramba, unsere Sache scheint mir nicht gut zu stehen, Aldao; wollt Ihr, daß, wenn wir uns rüsten, auch Buenos Aires sich gegen uns empört? Zu viel ist zu viel, und ich bin sterblich."

„Sterblich bin ich ebenfalls, Don Juan Manuel. Wer soll nicht sterblich sein, wenn fünfzehntausend Gewehre ungestraft in das Land geschafft werden, um auf unsere Haut zu zielen?"

Rosas wendete sich von ihm ab, schaute finster durch den Saal und richtete das Auge auf Wahlberg.

Aldao lächelte.

„Da ich sterblich bin," wiederholte er, „möchte ich mich vorsehen. Und um mich vorsehen zu können, möchte ich Sie, Don Juan Manuel, bitten, sich die Nachricht von

der Abreise Urquizas noch von anderer Seite bestätigen zu lassen."

„Ich habe eben mit seiner Tochter gesprochen. Die weiß zu erzählen, daß er sich auf den Weg gemacht hat, um morgen zurückzukehren. Ihr selber hat er befohlen, heute den Ball in meinem Hause beizuwohnen."

„Mit der Absicht, uns durch die Anwesenheit seiner Tochter zu täuschen?"

„Möglich."

„Und diese Tochter, welche im Bunde mit ihm ist —"

„Sie ist nicht mit ihm im Bunde. Habt Ihr die beiden Burschen eingefangen, welche den — Anderen denunzirt haben?"

„Morgen reisen sie ab. Wann der — Andere abreisen wird, weiß ich noch nicht."

Rosas stampfte wieder mit dem Fuße auf.

„Wollt Ihr mir Lehren geben, Aldao?"

Dieser zuckte zum vierten Male die Achseln.

„Sennor, man behauptet, daß die Sache der Föderation aufgehört hat, für Sie heilig zu sein."

„Genug. Wartet ab, was die nächste Stunde bringt; und was sie bringt, setzt nicht etwa auf die Rechnung Eurer Ueberredungsgabe, sondern betrachtet es als die Ausführung eines Entschlusses, der fertig war, bevor Ihr hier eintratet. Auf Wiedersehen."

Es begann der Tanz. Als das Durcheinander dicht genug geworden war, verschwand der Diktator aus dem Saal.

Seine Abwesenheit dauerte etwa eine halbe Stunde. Manuela, welche sich darüber ergötzte, daß Wahlberg und Rosario sich einander bald näherten, bald vor einander zu fliehen schienen, war gerade im Begriff, einzugreifen, als Rosas wieder durch den Saal schritt. Er suchte Rosario und ließ sie, als er sie erblickte, nicht wieder aus den Augen. Manuela, welche sich bereits in der Nähe Rosarios aufhielt, bemerkte den Blick ihres Vaters; sie war überrascht, begriff auf der Stelle, daß der dem Paare günstige Augenblick noch nicht gekommen war und wartete mit halb geöffnetem Munde der Dinge, welche kommen würden.

Sie kannte ihren Vater und die Ueberraschungen, welche er manchmal seinen Gästen bereitete. Die Gespanntheit und Unruhe in ihrem Gesicht wich einer fahlen Blässe, als sie hinter dem Diktator einen Lakaien bemerkte, der etwas über den rechten Arm geschlagen hatte, was einem rothen Bündel glich. Was enthielt dieses Bündel? Sie strengte ihre Augen aufs Aeußerste an, jedoch ohne die rothen Falten durchdringen zu können. Als der Diktator wieder einen Blick auf Rosario warf, fing sie denselben auf und trat, einer plötzlichen Eingebung folgend, an die Seite ihrer Freundin.

Die Musik schien eben einen Befehl erhalten zu haben; sie brach plötzlich ab.

Die tanzenden Paare hielten inne, die Augen richteten sich ärgerlich auf die Musik. Dann nahm man den Diktator in der Mitte des Saals wahr; das war die Lösung des Räthsels. Es bildete sich ein Kreis und Alles wurde still.

Was nun folgte, die Worte, welche Rosas sprach, das Verlangen, welches er äußerte, war so anachronistisch, daß es an die Zeiten der Caligula und Heliogabal gemahnte.

Wußte dieser Mann, daß er der entscheidenden Katastrophe seines Lebens nahe war, vermochte er diese Ueberzeugung nicht zu ertragen, und waren seine Gedanken aus dem Gleichgewicht gerathen? Oder hatte er der Ueberredungsgabe Aldaos dennoch nicht widerstehen können, obwohl er demselben gesagt, daß er einen Entschluß gefaßt, bevor noch der Polizeichef auf ihn eingeredet? Oder glaubte er vielleicht, durch die Demüthigung der Tochter seines Todfeindes diesen in derselben Weise zu treffen, in welcher jener ihn selbst durch seine Flucht getroffen? Oder hoffte er, daß man ihm glauben würde, wenn er jetzt sagte, die Demüthigung wäre freiwillig und weiter nichts, als eine Schaustellung der Loyalität?

Das Alles konnte weder von ihm noch von Anderen geglaubt werden; dieser ruhige, mächtige Geist, der zwanzig

Jahre lang in Argentinien die absolute Herrschaft geübt, mußte, eben weil er so mächtig war und geherrscht hatte, sich von vornherein eingestehen, daß das Kommende keinen Zweck haben konnte. Es war also weiter nichts, als ein aus blindem leidenschaftlichen Verlangen nach Rache hervorgegangener Anruf der Gebräuche der alten spanischen Konquistadoren, eine Erinnerung und Benutzung der alten Barbarei, ein Versuch der Selbstvergötterung, durch welchen ja auch die Spanier ihre Gebäude zu stützen versucht hatten, wenn sie sahen, daß Alles rings umher in Trümmer gehen wollte.

Rosas sprach also von der heiligen Sache der Föderation, die in Gefahr sei; aber nicht so sehr in Gefahr, wie man glaube. Denn Diejenigen, welche man als Feinde der Föderation verdächtige, seien vielmehr ihre treuesten Freunde. Und ihr treuester Freund sei General Urquiza. Er selber sei verhindert gewesen, zum Namenstage von Manuela Rosas hier zu erscheinen; aber er hätte seine Tochter geschickt, um ihn würdig zu vertreten; und gleich wie er, so hätten auch Andere, die man verleumdet, ihre Töchter geschickt; einige wären so sicher gewesen in der Ueberzeugung von ihrer Loyalität, daß sie nicht allein ihre Familien gesendet, sondern persönlich hier erschienen seien.

„Freunde," fuhr er fort, „die Repräsentanten haben mir den Titel eines Wiederherstellers der Gesetze bewilligt:

ich habe ein Recht auf die Ehren, mit welchen man mich überhäuft, oder welche ich fordere. Diese Ehren aber übertrage ich heute auf mein geliebtes Kind. Die Freundschaft für meine Manuela wird es den Sennoritas erleichtern, meine Wünsche zu erfüllen. Und so fordere ich denn die Sennoritas auf, deren Väter man mit Unrecht verleumdet und welche ich namhaft machen werde, den Wagen, in welchem meine Manuela Platz nehmen wird, in dieser Stunde durch die Straßen von Buenos Aires zu ziehen.*) Die Führerschaft des Zuges jedoch gebührt Derjenigen, deren Vater übler verleumdet ist und darum noch einverstandener sein wird, als die Anderen; und sie wird es sich zur Ehre anrechnen, wenn sie die Führerschaft antritt, mit einem Zeichen angethan, in dessen Farbe sich unsere heilige Sache verkörpert. Hier die rothe Schleppe und die Führerschaft für die Sennorita de Urquiza!"

Der Diktotor nahm mit der linken Hand die rothe Schleppe von dem Arm des Lakaien und schleuderte sie durch die Luft.

„Nein!"

Scharf und laut, beinahe wie ein Schrei wurde das Wort aus den hintersten Reihen gerufen.

Die Stille, welche auf die Worte des Diktators gefolgt war, wurde noch ausgesprochener. Alle schienen sie den Athem anzuhalten; Diejenigen, welche in den

*) Auch dieser Vorgang ist historisch.

vorderen Reihen standen, wagten sich nicht umzuschauen, damit ihre Bewegung und das Geräusch, welches diese begleite, nicht ebenfalls für Opposition gehalten werden möchten. Die in den hinteren Reihen dagegen, in welchen sich Derjenige befand, der eben gerufen hatte, drängten, ebenfalls ohne Geräusch, nach rechts und links von ihm ab, drehten kaum den Kopf nach ihm und überzeugten sich nur durch kurze schielende Blicke.

Rosas hatte, als er den Ruf vernahm, den rechten Arm, mit dem er eben gestikulirt hatte und der noch etwas erhoben war, fallen lassen. Er blieb unbeweglich auf derselben Stelle stehen. Seine Augen schauten über die Menge fort ins Ferne. Träumte er, oder schaute er wachend zurück in einen liebgewonnenen und nun eben zerronnenen Traum? Dachte er nach über die Stimme, die er eben gehört, verglich er sie mit den Stimmen aller Derjenigen, welche er kannte, und schreckte er davor zurück, sie mit einer Stimme zu vergleichen?

Das Wort war hinter dem Diktator gerufen worden.

Noch zwei oder drei Sekunden vergingen. Dann erschien eine Falte auf seiner Stirn. Müde, in drei Ansätzen seiner schweren Gestalt mit dem auf den Boden gestemmten Stock nachhelfend, kehrte er sich um. Seine Augen suchten.

„Nein! Das geschieht nicht!“ tönte es in zwei abgerissenen Sätzen, aber noch lauter und energischer als

zuvor; vibrirend, als wenn Derjenige, welcher es gerufen, nicht mehr an sich halten könnte.

Und nun wich die Menge nach beiden Seiten auseinander. Die Gasse, welche gebildet wurde, war beinahe so breit, wie der kreisrunde Raum, in dessen Mittelpunkt sich der Diktator befand.

In der Mitte dieser Gasse stand Wahlberg. Er hatte sich hoch aufgerichtet, aber sein Gesicht war bleich.

Der Blick, welchen Rosas zu ihm hinüber warf, war kurz und kalt. Der Diktator hatte abgerechnet und trug die Rechnung im Kopf; das Wort, welches er eben gehört, machte die Summe voll.

Ob der Deutsche dort wußte, wie weit er den Kopf in die Schlinge gesteckt, wie eng sich der Kreis um ihn gezogen? Er wußte es nicht, nein, obwohl er es wohl hätte wissen müssen, nachdem er so Vieles gethan, was gegen den Staat des Diktators ging; denn wenn er es gewußt hätte, dann hätte er dieses kleine Wort wohl kaum unter vier Augen zu ihm, und noch weniger vor so vielen Menschen gesprochen. Der Fremde baute mit seinem Trotz und seiner Vermessenheit auf die Freundschaft; je mehr und je höher er aber darauf baute in selbstsüchtiger Absicht, desto größer war der Betrug, der Verrath, den er an derselben beging.

Und wenn er gegen alle Berechnung trotzdem nicht

so schuldig war, als er erschien? Wenn ein Verhör dazu dienen könnte, um ihn zu retten?

Rosas bewegte verneinend den Kopf.

Er hatte niemals den Versuch gemacht, Andere zu retten, die weniger schuldig schienen, als dieser. Und wenn es nicht die Schuld war, so war es das Schicksal, welches diesen ihm gegenüberstellte; und die Beharrlichkeit des Schicksals konnte nur dann gebrochen, der Kampf und das Schwanken in des Diktators Brust nur dann beseitigt werden, wenn der Fremde verschwand.

Rosas hob den Kopf. Seine Augen begegneten denjenigen Aldaos, der bereits die Wendung nach Wahlberg hin gemacht hatte, dessen Augen aber noch auf einen Blick des Diktators warteten.

Der Letztere winkte mit dem Stock, der kaum den Boden verließ, unmerklich nach der Thür hin.

Aldao trat dicht an Wahlberg heran, verbeugte sich leicht und nahm dessen Arm. Der ehemalige Mönch machte den Versuch, sein Gesicht ruhig zu erhalten, und es gelang ihm auch; weniger gelang es ihm, den Hohn in den kleinen Augen zu bemeistern, als er sich jetzt zu dem Manne wendete, den er haßte, weil dieser besser war, als er.

„Sie wollen den Salon Don Juan Manuels bereits verlassen, Sennor Wahlberg? Sie beklagen sich darüber, daß es hier zu heiß ist, und Sie sind der Meinung, daß

die Luft draußen Ihnen wohlthun wird? Sennor Wahlberg, wer bezweifelt das? Welcher Freund wird indessen zugeben, daß Sie um diese Stunde ohne Geleit durch die Straßen von Buenos Aires wandeln? Glauben Sie, daß Don Juan Manuel das jemals erlauben würde? Don Juan Manuel, der vor allen Anderen Ihr Freund ist und besser als alle Anderen weiß, daß man um diese Stunde in den Straßen von Buenos Aires nicht sicher ist, hat mir befohlen, Sie zu begleiten. Und so wollen wir uns denn auf den Weg machen und —"

„Halt!"

Rosas Auge traf finster den Polizeichef; dann kam er langsam herangeschritten.

Als er vor Wahlberg stand, streckte er die Hand aus. Jener hatte seine Augen in diejenigen des Diktators gerichtet und sah dieselbe nicht.

„Geben Sie mir Ihre Hand, Kapitän," sagte Rosas leise.

Wahlberg gehorchte mechanisch.

Er war noch bleicher geworden. Seine Augen ließen auch dann nicht von denen des Diktators, als er langsam und tastend seine Hand in dessen Hand legte.

Er wußte, daß es mit ihm zu Ende ging; diese Augen sagten es ihm, welche kalt und leidenschaftslos, aber sprechend auf ihn gerichtet waren.

Warum es zu Ende gehen, warum er einen Tod sterben sollte, welcher ihm, obgleich er denselben bereits vor sich sah, doch noch immer unbegreiflich erschien, wußte er nicht. Unbegreiflich erschien ihm dieser Tod, weil er ihn ja nicht verdiente. Warum sollte er ihn verdient haben? Weil er ein verzweifeltes Weib bei Nacht durch die Straßen begleitet, oder weil er das Mädchen dort drüben liebte, und sich eben ihrer Beschimpfung widersetzt hatte? Der Diktator war ein außerordentlicher Mann, er konnte dergleichen begreifen. Aber sich oder Andere nach Gründen zu fragen, dazu hatte Wahlberg jetzt keine Zeit mehr. Es fiel ihm nicht ein, daß die Zeit in diesem Lande ihn zermalmen mußte; ihn, der aus anderem Lande stammte und in einer Zeit erzogen war, welche diese südamerikanischen Zeiten längst überwunden. Was bedeutete zwischen den gekreuzten Klingen der Pizarros und der Almagros ein einziger widerstrebender und anders gearteter Mann?

Er wußte, daß die Todesahnungen, mit welchen er sich so lange herumgetragen hatte, jetzt an ein Ziel gelangt waren, welches sich nicht aufschieben ließ. Die Empfindung in diesem Augenblick, welche zum ersten Mal unmittelbar an eine seiner Handlungen anknüpfte, war keine Todesahnung mehr, sondern schon Todesfurcht.

Die ruhigen Augen des Diktators wiederholten ihm die Geschichte der letzten drei Monate seines Lebens. Sie

sagten ihm auch, wie gut er, der Diktator, es mit ihm gemeint, und wie er, Wahlberg selber, Alles vereitelt hatte.

Er zuckte unwillkürlich die Achseln.

Was sollte er vereitelt haben?

Dann las er in diesen Augen weiter in seiner Geschichte und folgte derselben bis zu jenem mitternächtlichen Traum auf hoher See. Ach, stände er doch jetzt auf seinem Quarterdeck, und um ihn her die Nordsee, das grüne Meer mit der grauen Küste, und wüthete doch gegen sein Gesicht der Januarsturm mit seinen Schlossen und mit seinem Schnee — gute Zeiten, die niemals wiederkommen konnten.

Das Licht der Augen da vor ihm erschien ihm wie das Licht des Lebens; immer weiter schien es sich von ihm zu entfernen, und er selber sank unaufhaltsam rückwärts in die Tiefe und um ihn her wurde es dunkler und kühler. Er kam wieder vorbei an den versunkenen spanischen Galeonen mit hohem Hinterkastell und an holländischen Ostindienfahrern mit schwerem Bug, er streifte wieder die vermoderte Takelage und die zerrissenen dunkelbraunen Segel, er sah wieder die hohlängigen Matrosen in den Wanten schweben, sah wieder die altmodischen Anker, welche jene Schiffe sich voraus in die Tiefe geschickt, so daß sie in der Leere verankert schienen — und dann wurde es kühler und dunkler, das Licht erlosch und es blieb übrig nur die Empfindung und die Em-

pfindung schrumpfte zusammen in seinem Haupt, und jetzt stieß dasselbe unten an — und dann —

Und sie? Wo blieb ihr letzter Gruß?

Er machte eine Anstrengung und trat, seine Hand in der des Diktators lassend, einen Schritt seitwärts.

Dort stand sie. Ihre Augen waren viel zu groß, ihre Lippen viel zu blaß, ihr Gesicht viel zu starr. Manuela hatte sie von hinten um die Taille gefaßt und dicht an sich herangezogen.

Sie schaute herüber. Aber sah sie ihn an, sah sie ihn überhaupt? Oder schaute sie an ihm vorbei auf ein fernes furchtbares Bild, das nur für sie allein sichtbar war?

Er sah das Entsetzen in dem schönen Gesicht. In diesem Entsetzen lag ihre Liebe, durch dieses Entsetzen bot ihre Liebe ihm ihren letzten Gruß — er selber hob die linke Hand und grüßte sie zum letzten Mal.

Rosas ließ seine Hand los.

„Descanse en paz," sagte er leise und drehte ihm langsam den Rücken zu.

Descanse en paz — ruh' aus in Frieden; das sind die Worte, welche man den Verstorbenen nachruft.

Aldao schob seinen Arm abermals in den Arm Wahlbergs; die Mazorka drängte die Beiden von dem Diktator ab.

Dessen erster Blick war, als er sich umdrehte, auf

die beiden Mädchen gefallen. Der Ausdruck in Rosarios Gesicht veränderte sich nicht. Manuela begann die Lippen zu bewegen; aber kein Wort wurde hörbar. Die einzige Bewegung, für welche ihre Kraft ausreichte, bestand darin, daß sie die Arme, welche sie noch immer um die Taille Rosarios gelegt hatte, nach vorn schob, die Hände faltete und die gefalteten Hände nach ihrem Vater ausstreckte.

Rosas drehte seine schwere Gestalt abermals nach der Seite um, an welcher die Mazorqueros eben im Begriff waren, mit Wahlberg zu verschwinden.

„Halt!"

Die Mazorqueros blieben stehen.

Wahlbergs Auge richtete sich theilnahmlos auf die Thür, welche man eben vor ihm geöffnet hatte und die jetzt wieder zufiel.

„Die plötzliche Unpäßlichkeit des Herrn Ausländers ist nicht der einzige Schatten, welcher auf unser Fest fällt," ließ sich Rosas dominirende Stimme in dem menschengefüllten, aber todtenstillen Saal vernehmen. „Man berichtet mir eben, daß auch die Sennorita de Urquiza unpäßlich geworden ist. Ich bedaure es; und mit mir wird es die Sennorita beklagen, welche durch ihre Unpäßlichkeit verhindert wird, die Führerin des von mir vorgeschlagenen Festzuges zu sein, und deren Loyalität darauf verzichten muß, Stellvertreterin der loyalen Wünsche ihres abwesenden Vaters zu sein. Man be-

richtet mir auch, daß das Wetter ungünstig geworden ist; wir werden also unseren Festzug auf morgen verschieben müssen. Da indessen die Wiederherstellung der Sennorita so bald nicht zu erwarten ist, so müssen wir auf deren Betheiligung an unserm Fest verzichten."

Der Diktator hatte gesprochen, ohne anzustoßen. Was kam es ihm darauf an, ob man das Alles glaubte? Man wird es glauben, weil ich es gesagt habe, das hatte er einmal dem französischen Gesandten geantwortet, als dieser bei ihm vorstellig darüber geworden war, daß eine gewisse Ankündigung nicht an die Straßenecken angeschlagen werden durfte.

Als er zu Ende gesprochen hatte, schaute er nach der Mazorkagruppe hinüber und schien auf etwas zu warten. Er winkte erst dann mit dem Stock, als Wahlberg den Kopf über die Schulter rückwärts gedreht und seinen Blick noch einmal in den seinen gesenkt hatte; dieser letzte Blick war dankbar, beinahe heiter gewesen.

Dann verschwand die Gruppe aus dem Saal.

Rosas bot der Tochter Urquizas den Arm. Sie ließ sich von ihm fortziehen bis in jenes kleine Gemach, welches die Flucht der Säle abschloß. Dort ließ er sie mit Manuela allein.

Auf seinen Wink begann wieder die Ballmusik, und er animirte wieder die jungen Leute zum Tanz. Mehr als zwei Worte sprach er freilich zu Keinem; er war zer-

ſtreut und ſchaute öfter nach der Thür, durch welche Wahlberg ſich entfernt hatte. Als er nach einer Stunde den Polizeichef eintreten ſah, unterbrach er die Phraſe, welche er eben ſprach, und ging, ohne die Rückſichten der Höflichkeit gegen Diejenigen zu beobachten, mit welchen er ſich unterhielt, Jenem entgegen.

Sie wechſelten einige Worte; dann drehte er auch dem Polizeichef rückſichtslos den Rücken zu und begab ſich in das Kabinet, in welchem die beiden Mädchen weilten. Wenn die Gruppen ihn auf ſeinem Wege nicht ſahen oder keine Zeit hatten, auszuweichen, theilte er ſie mit der Hand, ohne es der Mühe werth zu halten, ſich zu entſchuldigen.

Roſario ſaß im Lehnſtuhl. Ihr Antlitz war nicht ſichtbar, denn auf der Seitenlehne des Seſſels rückwärts ſaß Manuela, hatte den Kopf der Freundin an die Bruſt gedrückt und verſteckte den Mund in Roſarios Haar.

Der Diktator betrachtete die Gruppe, dann zuckte er die Achſeln.

„Manuela, der Wagen iſt angeſpannt. Wenn Deine Freundin und Du es wünſcheſt, wird er Euch dorthin führen, wo — entſchließt Euch.“

Seine Tochter hob den Kopf, ſchaute ihn aber nicht an. Sie ſchob die Hand unter das Kinn Roſarios.

„Roſarito, haſt Du gehört?“

Dieſe ſtützte die eine Hand auf die Seitenlehne, die

andere auf die Schulter Manuelas, erhob sich mühsam und nahm Manuelas Arm.

Rosario schaute gerade aus, Manuela sah zu ihr auf; langsam gingen sie an dem Diktator vorbei.

Der blickte ihnen finster nach, warf sich dann seinerseits in einen Sessel und bedeckte die Augen mit der Hand. —

Unten am La Plata, abgesondert von den anderen Bäumen und vom Strand nur wenige Schritte entfernt, steht eine einsame Trauerweide. Da sie sich so nahe am Ufer erhebt, ist sie dem Winde mehr ausgesetzt; von dem Lispeln der Wellen und dem Rauschen in dem nahen Gehölz hebt sich ihr Rauschen ab wie ein Sologesang.

Es war noch Nacht, am Himmel stand leuchtend, aber doch schon abnehmend und das Sternenlicht nicht beeinträchtigend, der bleiche Mond. Hinter den Baumkronen, dicht über dem Horizont, ruhte wagerecht und bereits im Versinken begriffen, das Kreuz des Südens.

Die Mazorqueros hatten in der Nähe der Trauerweide einen Kreis gebildet, der gegen den Baum hin offen war. Sie drehten dem schräge fallenden Mondlicht den Rücken zu, stützten sich auf die abgeschossenen Carabiner und schauten schweigend auf die stille Gruppe am Fuß der Trauerweide.

Manuela Rosas stand aufrecht. Sie hatte die Hände

gefaltet und sah auf Rosario hinab, welche auf dem Boden halb kniete, halb saß.

Es war eine warme Sommernacht; auch kamen ja Beide eben vom Ball. Manuelas kurzer schwarzer Seidenmantel hing leicht an einer Schulter, von welcher er im Begriff war herabzusinken. Das rothe Kleid der Einen und das schwarze Kleid der Andern wurden durch den Mond nur wenig aus dem Hintergrund gehoben; desto dreister deutete sein Licht auf die weißen Arme und Schultern.

Sie gaben sich nicht die Mühe, es daran zu hindern; Rosario hatte den Mantel absichtlich abgeworfen. Sollte sie mit ihrem schönen warmen Leben geizen, wo es als letztes, schönes Bild für die brechenden Augen eines Sterbenden galt?

Wahlberg ruhte auf dem Rücken. Sein Kopf lag auf ihrem Knie; den rechten Arm hatte sie unter seinen Nacken geschoben. Ihre linke Hand lag auf seiner Brust.

Sie beugte sich gerade über ihn hinweg. Als sie die Bewegung machte, leuchteten die Brillanten an ihren Fingern noch einmal auf und erloschen dann plötzlich.

Das Blut war zwischen ihren Fingern emporgequollen und überschwemmte die blitzenden Steine.

Rosario lauschte. Dann richtete sie sich langsam auf. Ihre langen schwarzen Wimpern fielen tief über das bleiche schöne Gesicht.

Er war todt.

Manuela betrachtete schweigend die Freundin. Nach einer Weile neigte sie sich nach vorn.

„Erinnerst Du Dich der Nacht, in welcher wir über den Aequator segelten?“ flüsterte sie. „Erinnerst Du Dich daran, was ich Dir damals sagte?“

Rosario schüttelte, ohne die Augen aufzuheben, langsam den Kopf, ihre Wimpern fielen noch tiefer über das Gesicht.

„Als ich Deine langen schwarzen Wimpern sah, sagte ich, Deine Augen seien so schön, daß sie schon damals Trauer tragen mußten um den Mann, den sie einst tödten würden. Warum hast Du so schöne Augen, Rosario?“

Die Andere antwortete nicht und schaute unverwandt in Wahlbergs stilles Antlitz.

„Drück' ihm die Augen zu, Rosario. Vielleicht kannst Du weinen, wenn Du sie nicht mehr siehst. Soll ich sie ihm zudrücken?“

Rosario schüttelte heftig den Kopf. Dann warf sie beide Arme um Wahlbergs Nacken, drückte seinen Kopf an die Brust und legte die weiche Wange auf seine Augen.

Es war noch finster; daß es die letzten Stunden der Nacht waren, wurde nur durch die Brise verrathen, welche über den La Plata zu streichen begann. Niedrige Wellen kamen herangerollt; ihre Kämme blitzten im Streiflicht des untergehenden Mondes. Gleich darauf zerflossen sie; es

flüsterte der Schaum und hier und dort wurden weiße Rosen an das Land getragen.

Sonst war Alles still; nur der Sologesang der Trauerweide war hörbar. Der deutsche Seemann und das Kreuz des Südens wurden durch dasselbe Lied in den Schlaf gesungen.

Schluß.

Ein Jahr war vergangen, und es war abermals Sommer geworden.

Auf dem Friedhof des Consoladoras war es so still, wie damals, als Wahlberg ihn zum ersten Mal betreten hatte. Der Himmel war noch immer so blau, die Zypressen hielten noch immer regungslos ihre Trauerwache. Aber heute war es nicht Morgen, wie an jenem Tage; der Abend war herangekommen, und drüben auf dem Meer begann das Farbenspiel der untergehenden Sonne.

Der Kirchhof war nach beiden Seiten hin etwas erweitert worden. Auch die Mauer an der Nordseite war gefallen und durch ein niedriges Eisengitter ersetzt worden; man konnte darüber hinwegschauen auf den Rio de la Plata. Auch an der Südseite war eine Veränderung bemerkbar. In eine der Mauern, welche seitlich von der Kirche den Campo santo von den Höfen des Klosters trennten, war eine Thür hereingebrochen worden.

Durch diese Thür war eben eine Dame in den Friedhof eingetreten, welche die Tracht des Monjas

Consoladoras trug. Diese Tracht war ganz weiß. Ein weißer Schleier wallte hinten bis auf den Boden nieder; das weiße Kleid besaß eine Schleppe, welche ebenfalls einige Fuß lang wagerecht auf dem Boden ruhte. Auch die Toca, das wagerechte Stirntuch, war weiß; weiß war sogar der aus Seide und Marmorkugeln bestehende Rosenkranz, der vom Gürtel bis zur Erde reichte.

Als die Dame eingetreten war, blieb sie stehen, senkte das schöne blasse Gesicht und schaute sinnend zu der Stelle hinüber, an welcher früher die grüne Holzthür den Eingang zum Friedhof bezeichnet hatte.

Dann wandte sie sich rechts und betrat langsam den Theil, der zur Erweiterung des Campo Santo gehörte.

Dort erhob sich zwischen jungen Zypressen ein niedriger Obelisk aus weißem Marmor, auf dessen Fläche ein niedriges Relief gemeißelt war. Es stellte einen ruhenden, von Tauen umschlungenen Anker dar.

Unter dem Anker glänzte in vergoldeten Buchstaben ein deutscher Name.

Die schöne Consoladora kniete nieder und schaute mit tiefgesenkten Augen lange auf das Grab, welches sich am Fuß des Monuments befand.

Endlich öffnete sie die Augen und hob den Kopf.

Der mochte in den Nacken sinken, die Augen schienen sich nach oben richten zu wollen.

Auf ihrem Wege streiften sie den Anker auf dem Monument und blieben darauf haften.

Sie lächelte traurig. Nach einer Weile öffnete sie die Lippen; die Worte, welche sie flüsterte, waren deutsch, aber von fremdem, schönem Klang.

„Ein Anker läßt vom Grunde,
Und wär' er noch so schwer,
Doch Liebe läßt nicht vom Herzen,
Die ist ewig wie — —"

Rosario dreht den Kopf nach links.

Dort blinkte still und feierlich, sich schmückend mit dem Abendroth und seine Schönheit noch einmal aufrollend bis an den Horizont, das ewige Meer.

Ende.